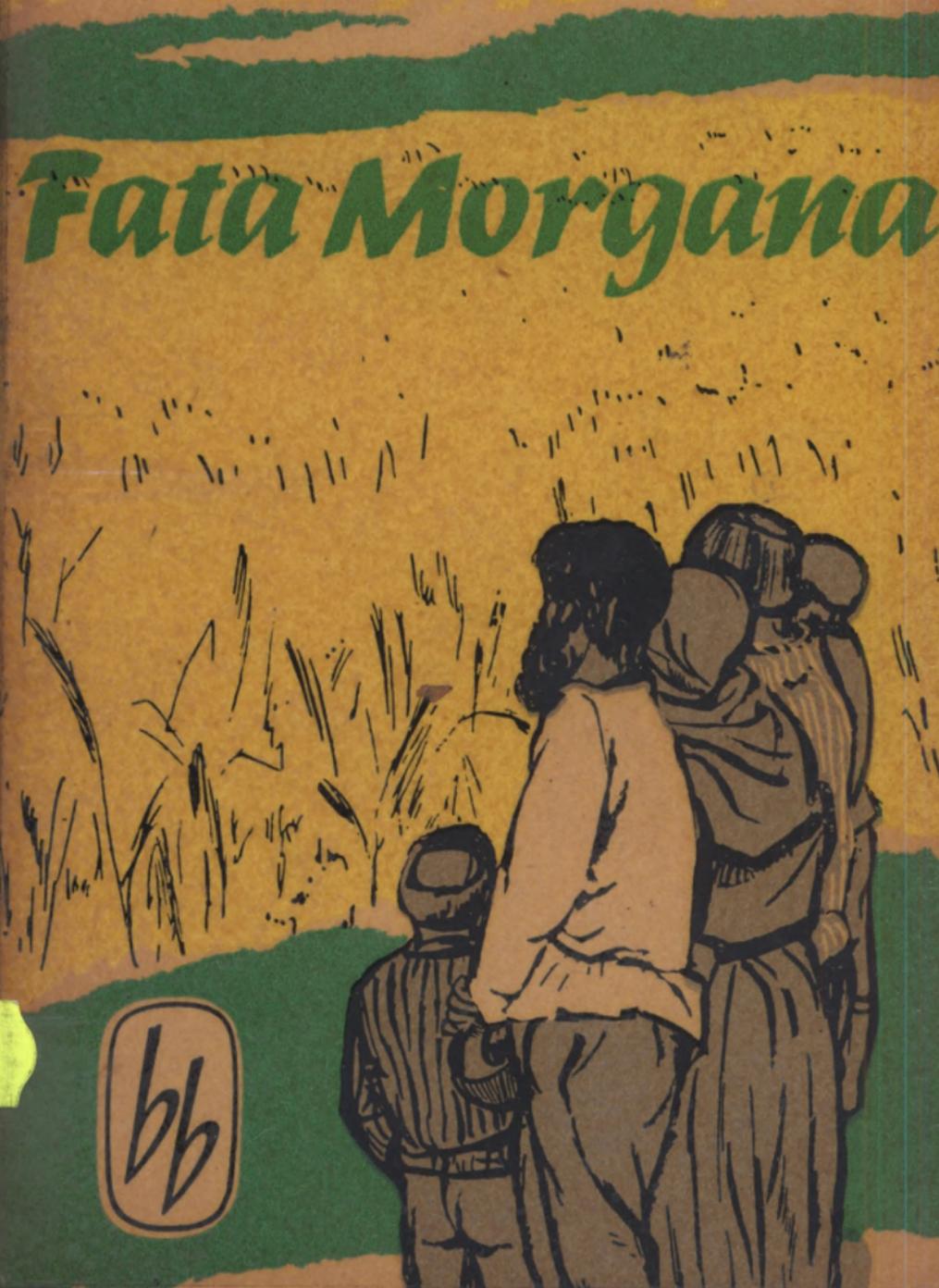


=HIMM
K-88

MICHAÏLO
KOZJUBINSKIÏ

Fata Morgana



bb



Die Schellentrommel klingt die Dorfstraße entlang — die Brautwerber stellen sich ein, und die jungen Mädchen überreichen das bestickte Handtuch, das Heiratsgut. In ihrem festlich geschmückten Häuschen wartet die Gutsarbeiterin Malanka auf den Freier für Gafijka, ihre blutjunge Tochter. Wieviel Hoffnungen knüpft die Mutter an eine Heirat der Tochter, mit wieviel Liebe und Sorgfalt hat sie Saatgut für das ersehnte eigene Stück Land zusammengetragen! — Jahrhundertealt ist er, der Traum vom eigenen freien Boden. Da rütteln Gerüchte von einer Landaufteilung die Menschen wach. Wie eine Fata Morgana lockt die reiche schwarze Erde der Ukraine. Auch für Malanka ist eine Zeit unruhiger Erwartung angebrochen. Feuersbrünste erhellen die Nacht, und die Bauern greifen zu Sensen und Dreschflegeln, um sich mit Gewalt „Land und Freiheit“ zu nehmen. Doch brennende Heuschober, eingeäscherte Herrenhäuser und einstürzende Fabriken begraben unter sich auch den Traum der Gutsarbeiterin Malanka. Menschen wie Gafijka aber werden ihn in der Zukunft Wirklichkeit werden lassen.

MICHAILO KOZJUBINSKIJ

FATA MORGANA

Erzählung



AUFBAU-VERLAG BERLIN

1960

Михайло Коцюбинський

FATA MORGANA

Aus dem Russischen übersetzt
von Friedrich Schwarz

Alle Rechte vorbehalten · Aufbau-Verlag, Berlin W 8

Printed in Germany · Lizenz-Nr. 301. 120/105/60

Umschlag Günther Eckardt

Sächsische Zeitung, Dresden III/9/1

ERSTER TEIL

Als Andrij Wolyk am Hauptgebäude der ausgebrannten Zuckerfabrik vorbeiging, erhob sich von den Ruinenwänden laut krächzend ein Krähenschwarm, und Kalk und Ziegel prasselten herab. Obwohl die ihrem Schicksal überlassene Ruine allmählich verwittrte und von Gras überwuchert war, drangen aus dem leeren Gebäudeblock hin und wieder Geräusche, als wäre der Lärm der Maschinen und Arbeiter in dem alten Gemäuer geblieben. Während Andrij an Ziegelschutthalden, an weißen, teilweise von frischem Unkraut verdeckten Kalkflecken, an verfaulten, morschen Regenrinnen und schwarz gähnenden Fensterhöhlen, aus denen Augen hervorzublicken schienen, vorbeiging, dachte er an vergangene Zeiten. Eine im Gras blinkende, an eine kriechende Schlange erinnernde Radfelge oder ein bis zur Hälfte im Erdboden steckendes gußeisernes Schwungrad rief in ihm die Erinnerung an das geräuschvolle Fabrikleben wach, und er sah sich mit Zucker beladene Loren schieben oder an einer Maschine stehen. Damals hatte er dreizehn Rubel im Monat verdient! . . .

„Das waren Zeiten, mein Lieber!“ sagte er laut vor sich hin und strich über seinen grauen Schnurrbart.

Andrij lenkte seine Schritte auf eine alte Ulme zu, die auf einem Hügel stand. Am Hügelabhang zog sich das Fabrikgelände hin.

Zu seiner Rechten flimmerte ein Teich silbrig im Sonnenlicht, daß es aussah, als tummelten sich die Fische in ihm, und hinter diesem Teich, auf einem Nachbarhügel, lag,

zwischen Bäumen versteckt, eine Kirche. Hinter der Ulme, am Fuße des Hügels, breitete sich eine große, von den Windungen eines Flusses durchschnittene grüne Wiese aus. Weiden und Bruchweidengebüsch zogen sich wie graugrüner Nebel darüber hin und verdeckten hier und da den Wasserlauf. Am fernen Horizont schimmerten die weißen Kirchtürme der umliegenden Dörfer.

Es war am sonnenhellen Morgen des Sonntags nach Ostern. Von den Kirchtürmen tönte Glockengeläut. Die fernen Glockentöne schwangen leise und melodisch durch die klare Luft, als klänge das Gold der Sonne.

Andrij betrachtete die Fabrikruine und nickte vergnügt. „Na ja! Lange kann es nicht mehr dauern! . . . Wenn sie die Sache in die Hand nehmen, dann machen sie Dampf dahinter . . .“

„Sie“, das waren Deutsche oder Tschechen, vielleicht auch Juden, die vor sechs Jahren eines Tages gekommen waren, um die ausgebrannte Zuckerfabrik zu besichtigen. Obwohl später niemand mehr Interesse für die Ruine gezeigt hatte, ließ Andrij nicht die Hoffnung fahren, daß eines schönen Tages von irgendwoher Herren angereist kommen, alles wiederherstellen und die Fabrik wieder in Gang bringen würden.

Ja, und nun war er fest davon überzeugt, daß es so kommen würde, denn Choma Gudsj, der Hirte auf dem Gutshof, hatte ihm diese Neuigkeit zugeflüstert. Obwohl Choma nur das Vieh des Gutsherrn hütete, stand er den Herrschaften doch irgendwie näher – er hatte ja immer auf dem Gut zu tun. Die Fabrik würde wieder in Gang gebracht werden, ganz gewiß würde sie das! . . .

Sonst, mein Lieber, müßte der Mensch jetzt einfach zugrunde gehen: verdienen kann man nirgends etwas, ein Stück Land hat man nie besessen. Steuern müssen gezahlt werden, die Not bedrängt einen von allen Seiten, und man muß doch essen. Na ja, und wäre es denn wirklich das höchste Glück, so ein Stück Land zu besitzen? . . . Die Bauern wühlen auf

ihrem Anteil herum, sind selbst schwarz wie die Erde . . . und haben doch nicht mehr zu essen als die, die nichts besitzen . . . Schöne Besitzer! . . .

Andrij spuckte verächtlich aus.

Doch so eine Fabrik, das ist eine andere Sache. Hat man dort Arbeit, können einen weder Dürre noch Regengüsse schrecken. Ist eine saubere, ständige Arbeit. Und wenn der Zahltag kommt – hat man sein Geld . . .

Damals konnte er sogar Bier trinken . . . Hat es bar bezahlt . . . Reines, golden schimmerndes, kühles Bier . . . Hol's der Teufel! . . . Das Wasser läuft einem schon beim Gedanken daran im Munde zusammen.

Und weiter dachte er: Wenn Gafijka heranwächst, wird sie in die Fabrik arbeiten gehen. Wo kann sie mehr verdienen als dort! . . . Und auch früher heiraten wird sie. Ganz gewiß . . . Dort sind ja viele Leute – es wird sich schon ein passender Freier finden. Ein Mechaniker oder ein Schlosser . . . Wenn nur die Alte endlich aufhören wollte, sich und dem Mäd'el Flausen in den Kopf zu setzen; ein Hofwirtssohn nimmt kein armes Mädchen zur Frau – nein, das kommt heutzutage nicht vor. Jawohl, so ist's . . .

Seine Gedanken wanderten weiter. So leicht waren sie, so hell und klar wie die Frühlingsluft . . .

Die Ruinen sind verschwunden. Überall erheben sich neue Gebäude. Maschinenlärm, Dampfgezisch, eine Menge Menschen – wird da gearbeitet! Alles bewegt sich, lebt, alles ist so anziehend. Und er fühlt Kraft in den Armen, im Mund aber spürt er den Geschmack von kühlem Bier.

Die letzten Glockentöne sind verklungen. Die Menschen kommen aus der Kirche . . . Den Hang herab, bis hin zum Wehr, bewegt sich langsam ein Strom von Menschen. Die Bauernstiefel trapsen, die Röcke der Frauen rauschen, und die Bänder der Mädchen flattern im Wind.

Dort geht auch Malanka. Klein ist sie, dürr und dunkelhäutig. Sie trägt ein sauberes Hemd und einen alten Bauernkittel. Andrij kann ihr Gesicht nicht sehen, doch er

weiß: den Blick senkt sie zu Boden, und die Lippen sind fest aufeinandergepreßt. Wir sind arm, aber ehrenhaft. Obwohl wir von unsrer Hände Arbeit leben, ist doch auch für uns Platz in der Kirche. Neben ihr geht Gafijka, rank und schlank wie ein junges Bäumchen im Garten des Gutsherrn. Ein Lächeln kräuselt Andrijs Lippen unter dem Schnurrbart. Er weiß, daß es im Dorf kein schmuckeres Mädchen gibt. Im November ist sie siebzehn Jahre alt geworden.

„Hahaha! Also hier hält er seinen Gottesdienst ab. Guten Tag!“ ertönt von unten eine grobe Stimme, und hinter dem schiefen Zaun kommt das alte, bartlose Gesicht des Gutshirten zum Vorschein.

„Wo denn sonst, he? Geb Gott . . .“

„Um nichts in der Welt säße ich hier – dann schon lieber beim Mendel . . . Der Hundesohn hat, falls er nicht schwindelt, frisches Bier angefahren . . . Ich hab ihm gesagt: ‚Soll die Pest dich, deine Sarah und deine ganze Brut holen! . . .‘“

„Bestellen Sie eine Flasche, dann werden wir rausbekommen, wie das Bier ist . . .“

„Mögt ihr alle verrecken — wie euer Glauben, so ist auch euer Bier . . .‘ Denken Sie etwa, ich bestelle kein Bier? Kommen Sie, trinken wir zusammen. Hol ihn die Pest! . . .“

„Sie gehen in die Schenke Bier trinken? Und was wird mit den Ochsen? Soll der Gutsherr sie hüten?“

„Sollen sie ihm bis zur Nacht alle verrecken . . . Denkt der etwa, der verfluchte Kerl, ich treibe heute am Feiertag das Vieh auf die Weide? Nein, mein Teurer, da kannst du platzen, ehe du das erlebst . . . Hab Ihnen was mitzuteilen . . .“

„Na, was denn?“

„Kommen Sie heute nachmittag zum Mendel, dann werd ich's Ihnen sagen . . .“

„Na schön! Abgemacht!“

„Wir unterhalten uns, trinken eine Flasche Starkbier . . .“
Das Ende des Satzes verhallte hinter dem Pfahlzaun.

Andrij eilte nach Hause. Vor ihm lag die Landstraße, sie war schon jetzt, im Vorfrühling, staubig. Graugrüne Felder breiteten sich zu beiden Seiten aus. Oberhalb der Straße schimmerte weißlich seine kleine Hütte; als habe sie sich vom Dorf aus irgendwohin auf den Weg gemacht und hielte nun Rast, so sah sie aus. Die Landstraße entlang zogen Leute mit Stöcken und Bündeln. Gafijka kam heraus und reichte einem Burschen etwas Wasser. Sie blieben stehen und sprachen miteinander. Wieder nähert sich eine Gruppe . . . Eine zweite . . . Immer neue kommen heran und entfernen sich. Und der da steht und rührt sich nicht. Sieh mal an! Ein richtiger Keil hat sich dort gebildet. Sie gehen und gehen, ohne Unterlaß. Nach Taurien oder ins Kubangebiet. Das also sind die Hofwirtssöhne, die Ackerbauern! . . . Das eigene Land braucht Arbeitskräfte, sie aber machen sich auf und . . . Doch was soll man auch schon mit seinem winzigen Landanteil anfangen? Es gibt so viele Menschen, ihre Zahl wächst immer mehr an. Sie haben keinen Krieg und keine Cholera durchgemacht. Die einen verlassen das Dorf, die anderen kehren dorthin zurück, wie dieser Marko Guschtscha, den man kürzlich als Häftling ins Dorf gebracht hat . . . Der hat, es ist kaum zu glauben, siebzehn Rubel im Monat in einer Fabrik in Odessa verdient und ist trotzdem aufsässig geworden. Der Lohn sei zu niedrig, sagt er, für die viele Arbeit; wir wollen nicht mit unseren Schwielen an den Händen die Dickwänste noch reicher machen, sagt er. Die Obrigkeit verlangt, daß er das tut, doch er macht, was er will . . . Nun, wer nicht hören will, muß fühlen: er wurde mit Nagaikas ausgepeitscht, und dann ging's unter Bedeckung – marsch! – zurück ins Dorf . . . Er, Andrij, würde es einem solchen Aufrührer schon geben . . .

Der Bursche steht immer noch da und rührt sich nicht. Mit wem redet sie denn so lange? Scheint der Prokop Kandsjuba zu sein. Ja, tatsächlich! Da ist ja auch Malanka auf die Türschwelle herausgetreten, doch hat sie sich gleich

wieder zurückgezogen . . . Soll nur das Mädchen etwas mit dem Hofwirtssohn plaudern . . . Vielleicht freit er sie noch. Haha! Aber sicher! . . .

Andrij näherte sich seiner Kate. Die schiefe, nach einer Seite überhängende kleine Hütte mit dem schwarzen Dach und den weißen Wänden stand inmitten verlassener, seinerzeit von der Fabrikleitung für die Arbeiter erbauter Häuschen, deren Fenster vernagelt waren; sie schien wie etwas Lebendes und Warmes unter kalten Leichen. Neben der Hütte sah man frisch umgegrabene, grauschimmernde Beete, vom Hofgatter zur Haustür führte ein schmaler Fußpfad. Die benachbarten Gemüsegärten dagegen waren voller Schutt, voller Abfall und Ziegeltrümmer; auf der unbearbeiteten Erde wucherte dichtes Unkraut vom Vorjahr, und auf den schwarzen Ruinen hockten ständig Krähen Schwärme.

Andrij traf Malanka in einer sanften und freundlichen Stimmung an, wie gewöhnlich nach dem Kirchengang. Also würde sie ihn heute nicht so wie an Werktagen ausschimpfen, sondern mit einem süßlichen Lächeln auf den Lippen und mit zärtlichen Worten. Er warf einen schrägen Blick auf die fest zusammengepreßten Lippen seiner Frau, zog in ungewöhnlicher Eile seinen Kittel aus und machte sich wie ein Herr auf der Bank breit. Ha! War er etwa nicht sein eigener Herr im Hause? Dabei hegte Andrij die heimliche Hoffnung, daß alles glimpflich abgehen und seine Frau ihn heute nicht angreifen möge . . .

Doch im selben Augenblick warf Malanka, während sie eine Schüssel vom Regal nahm, einen Blick auf ihn.

„Hast du Arbeit angenommen?“

„Jetzt geht's los!“ dachte er, blieb jedoch nach wie vor mit unschuldigem Gesichtsausdruck auf der Bank sitzen.

„Was?“

„Ob du dich auf dem Gut verdingt hast, frag ich dich?“

„So ein Teufelsweib, weiß genau, daß ich nicht dort war, und fragt trotzdem.“

„Laß mich doch in Frieden mit diesem Gut . . . Hab jetzt was anderes im Sinn. Der Gudsj hat mir gesagt, daß die Zuckerfabrik bald wiederaufgebaut wird.“

„Hör nur immer auf den Gudsj, mein Herz, hör nur auf ihn, Andrijko . . . da wirst du dich bald mit dem Bettelsack auf den Weg machen müssen, und mir wird dasselbe blühen . . .“

Sie kniff ihre schmalen Lippen zusammen und blickte zur Decke auf: Nun ja, heute ist ja Feiertag, da ist es Sünde zu schimpfen, doch wenn allen, die über die Fabrik Lügenmärchen verbreiten, die Zunge eintrocknen würde, wäre das ausgezeichnet. Fabrik, Fabrik! Wo bleibt sie denn? Na schön, früher hat es sie gegeben, die Fabrik, doch wer hatte Nutzen von ihr? Der Mendel! Ist das vielleicht nicht wahr? Hat er vielleicht nicht beim Mendel seinen Lohn vertrunken? Was besitzen sie beide denn jetzt, wovon leben sie? Ihre Hände sind von der vielen Arbeit fast verdorrt, ihre letzten Kräfte hat sie, Malanka, hingegeben, nur damit die Familie nicht, der Herrgott verzeihe das Wort, vor Hunger verreckt . . .

Sie streckte ihm ihre dünnen schwarzen, wie Eisen aussehenden, bis zum Ellbogen nackten Arme dicht vor die Augen.

Ihr Mann wird doch nichts verdienen, bestimmt keinen Verdienst suchen, liebes Herz. Er denkt nur an das Bier, aber mit keinem Gedanken daran, daß . . .

Nun, und dann ging es los. Sie nahm ihn ins Gebet, redete ihm ins Gewissen, besprengte ihn mit Weihwasser, beräucherte ihn mit Weihrauch und schimpfte so vorsichtig und zartfühlend, wie es nur am Sonntag nach der Messe möglich war, während er, rot wie ein gekochter Krebs, zuerst schwieg, um dann auch seinerseits mit hoher, sich überschlagender Stimme loszuschreien.

Schließlich trug er den Sieg davon.

„Pfui, pfui, pfui! Dreimal pfui über deine geliebte Erde! Möge sie ganz und gar versinken! Ich werde mich nicht als

Landarbeiter verdingen, ich werde nicht mehr in der Erde herumwühlen. Sie hat mir all meine Kräfte geraubt und mich im Alter zum Bettelmann gemacht. Hol sie der Teufel, deine Erde, und nochmals, hol sie der Teufel!“

Da richtete Malanka sich auf, stand starr wie eine Säule da und erhob die Hände zum Himmel.

„Was sagst du da, Unseliger! Fall auf die Knie und küß sie . . . du ißt sie, die heilige Erde, sie ernährt dich . . . in ihr wird man dich auch einst begraben, Mann . . .“

Weiß wie Kreide stand sie da und war tatsächlich zutiefst erschrocken.

Eine Schwalbe verjagte die Wolken. Gafijka kam in die Stube gelaufen, wobei sie etwas im Ausschnitt ihrer Bluse verbarg. Dieses reine, gepflegte, von der Mutter gleichsam saubergeleckte Tierchen, straff und fest, mit runden, bronzefarbenen Armen und goldenen Härchen an den Beinen, dieses goldene Frühlingsbienenchen brachte etwas in die Hütte, was die weißen Wände unter der niedrigen Decke lächeln machte, die an einem Faden vor dem Heiligenbild hängende Taube sich zu ihr hindrehen und die an den Wänden aufgeklebten Kosaken aus rotem Papier die Arme in die Seiten stemmen ließ.

„Mama, soll ich das Mittagessen auftragen?“

„Trag es auf, Gafijka, trag es auf . . .“

Malanka trat sofort beiseite.

„Was drehst du dich denn in der Stube herum wie ein Brummkreisel? Wirst noch die Öllämpchen zerschlagen. Auch in der Kirche warst du so unruhig und blicktest dich immer wieder um . . .“

„Er war ja gar nicht in der Kirche.“

„Wer ist ‚er‘?“

„Ach, ich meine nur so . . .“

„Was ist denn heute mit dir, Mädel? Hättest beinahe die Schüssel mit der Suppe umgestoßen . . .“

„Also was da alles vorgefallen ist, wie er erzählt . . . Eine Menschenmenge, sagt er, wie im Krieg, eine ungeheure.

Masse . . . Und die Berittenen stürmen auf sie zu, drängen sie zurück. „Auseinandergehen!“ brüllen sie. Doch die Menschen antworten: „Wir weichen nicht, gebt uns, was uns zukommt . . . Wir sind für Gerechtigkeit . . .“

„Wer hat dir denn das erzählt?“

„Marko . . . Er ist kürzlich aus Odessa gekommen.“

„Guschtscha? Er soll beim Diebstahl erwisch worden sein und seine Strafe im Gefängnis abgesessen haben; dann ist er zur Freude seines alten Vaters hierhergebracht worden.“

Gafijka fuhr auf.

„Lüge! Die Leute lügen. Nichts hat er gestohlen, so wahr es einen Gott gibt!“

„Seid doch still!“ rief Andrij. „Wer spricht denn von Diebstahl! Der Wachtmeister hat mir, als ich zur Post ging, alles erzählt. Er, dieser Guschtscha, hat nicht gestohlen, sondern er hat das Volk aufgehetzt. So einer, sagt der Wachtmeister, sollte im Gefängnis verfaulen und nicht frei umherlaufen . . .“

„Man hat ihnen aber dort unrecht getan, Vater.“

„Was verstehst du schon davon! . . . Sobald ich bemerken sollte, daß er hier den Leuten Flausen in den Kopf setzt und ihnen Bücher zu lesen gibt – sofort die Hände auf dem Rücken gefesselt und marsch zum Wachtmeister!“

„Gleich fällt ihr über mich her . . . wißt selber nicht, weshalb . . .“

„Was geht dich das auch an? Sieh zu, daß du mit dem Burschen nichts zu schaffen hast! Wenn ich dergleichen bemerke, dann, meine Liebe . . .“

Doch er beendete den Satz nicht: im selben Augenblick, als Gafijka sich bückte, um den Topf aus dem Ofen zu ziehen, rutschte ein kleines Buch aus ihrem Blusenausschnitt und fiel auf den Fußboden. Gafijka ließ den Topf stehen, ergriff das Buch und lief, über und über errötend, die Augen voller Tränen, blitzschnell aus der Stube in den Vorraum. Andrij richtete einen erstaunten Blick auf Malanka.

Doch Malanka war nicht mehr die fromme und gottesfürchtige Frau von vordem. Sie hatte im Nu vergessen, daß man am Sonntag nicht schimpfen darf, und funkelte ihren Mann mit grünglitzernden Augen an.

Andrij wurde sein Sonntagsessen schön gewürzt, um so mehr, als Gafijka, soviel man sie auch rief, nicht mehr in die Stube zurückkam.

Da sie in der Beurteilung Guschtschas übereinstimmten, söhnten die beiden Alten sich schließlich miteinander aus.

Hatte Gott den Sonntag gegeben, nun, so durfte man auch ausruhen. Malanka setzte sich auf den Erdwall vor der Hütte und legte die Hände auf die Knie. Andrij war fortgegangen, Gafijka war beim Tanz, und in der Stube war es langweilig.

Die Sonne steht schon niedrig, ungefähr drei Mannshöhen über dem Horizont; die leeren, verfallenden Hütten werfen unregelmäßige Schatten, die staubige Landstraße läuft unter Malankas Füßen aufs Feld. Ringsum ist es menschenleer. Die jungen Leute vergnügen sich auf dem Dorfplatz, die Alten sitzen vor den Toren und unterhalten sich, zu Malanka aber kommt der gewohnte Besuch – ihre Gedanken.

Ach Gott, lieber Gott, kurz ist das Leben, doch wie schwer fällt es einem, es zu leben. Andrij hat sich wieder nicht verdingt. Und so geht das jahraus, jahrein. Er sucht leichten Verdienst. All meine Kraft, sagt er, habe ich sinnlos der Erde geopfert, jetzt will ich nicht mehr. Ich werde wieder angeln gehen. . . Er läuft mal zur Post, wenn der Gutsherr ihm eine Besorgung aufträgt, schießt mal einen Hasen. Die Leute mähen, und Andrij geht, eine Ledertasche über die Schulter gehängt, den Strohhut in den Nacken geschoben, den Pfad entlang und schwenkt sein Stöckchen. . .

Auf der Landstraße wirbelt Staub auf. Wer fährt denn da so schnell? Aha, 's ist wohl der junge Herr Ljolja vom Nachbargut, der zu Besuch aufs Gut fährt. Da ist ja auch

das Fräulein Tosja . . . und das bucklige Fräulein Hanna und der junge Herr Petrus. Die verschiedenfarbigen Pferde sausen vorüber, aus einer Staubwolke lachen Malanka junge Gesichter an und nicken ihr zu. Sie steht auf, verneigt sich tief, wie vor Heiligenbildern, blickt ihnen nach und sieht, wie hinter der Kalesche von der Sonne vergoldeter Staub aufwirbelt.

Alle waren unter ihren Augen aufgewachsen. Und plötzlich meinte sie den Duft von schmackhaftem, sättigendem Borschtsch zu riechen. Sie hatte seinerzeit, als sie auf dem Gut diente, solchen Borschtsch gegessen. Lang war es her, doch jetzt kam es ihr wieder in den Sinn, da ihr Essen nur aus Kartoffeln bestand. Malanka setzte sich wieder und legte aufs neue die schwarzen Hände auf die Knie. Ja, davon waren diese Hände so dunkel geworden, von der Arbeit für die Gutsherrschaft. Als sie acht Jahre alt gewesen war, starb ihr Vater, und als sie zwölf wurde, hatte sie bereits niemand mehr außer der Herrschaft. Nach dem Tode der Mutter erbte sie eine alte Truhe, einige Lumpen und einen geflickten Bauernpelz, das war ihre ganze Habe.

In ihren ersten Erinnerungen sieht sie sich, von der Sonne bereits schwarz gebrannt, ewig im Schweinestall mit den Schweinen des Gutsheern beschäftigt. Später diente sie im Gutshaus, zerschlug ständig Geschirr und wurde selbst von der gnädigen Frau geschlagen und von den jungen Herren gehänselt. Darauf bekam sie den Auftrag, für die Knechte das Mittagessen zu kochen, und sie kochte und kochte, bis sie schließlich als alte Jungfer sitzenblieb. Still war sie und unterwürfig, sie gehorchte allen, die ihr befahlen, und weinte in den Winkeln. Sie weinte, weil sie für Fremde arbeiten mußte, weil sie alterte, weil ihre Kräfte abnahmen und niemand um sie freite. Sie weinte, weil sie die Erde, die Gemüsegärten, das Feld liebte und dabei gezwungen war, einer ganzen Schar gefräßiger Gutsarbeiter Mittagessen zu kochen. Rings um sie her war Erde, schwarze, krumige, fruchtbare, im Frühling üppige, im

Herbst reiche Erde, doch sie rief niemand zu dieser Erde, niemand von den Söhnen der Hofwirte wollte sie zur Hofwirtin machen. Dann heiratete sie Andrij. Wie es kam, daß sie ihn zum Mann nahm, ihn, den ewigen Lohnknecht, den alten Junggesellen, den armen Bauern, der nicht einmal eine eigene Hütte, geschweige denn Land besaß – das wußte sie auch heute noch nicht. Ein Unglück kam zum andern, und aus ihnen erwuchs die Not. Auf der Hochzeit weinte sie – als ob sie alles vorausahnte.

Auf der einen Seite sangen die Brautwerberinnen, auf der anderen die Freundinnen der Braut, in der Hütte wimmelte es von Gästen, und durch das Fenster blickten die Landarbeiter . . .

„Ingwer, Mütterchen, Ingwer,
Und überreich das Handtuch aus Baumwolle . . .“

Ihr aber schnürte etwas die Kehle zu, es würgte sie, ihr Kopf schlug auf den Tisch auf, sie begann zu jammern, und ihre Tränen fielen auf ihre schon damals schwarzen Hände.

Ihr Schicksal war es, das damals weinte.

Die Jahre verflossen sinnlos, wie Blätter, die die Donau mit sich forttrug.

„Schsch, ihr dreimal Verfluchten . . . schsch!“

Malanka sprang von ihrem Platz auf und warf einen Erdklumpen nach den Eindringlingen. Eine Glucke mit ihren Kücken scharrte in den Gemüsebeeten und begann, aufgescheucht, erobert zu gackern und sich zu plustern. Die gelben Küchlein rollten wie Erbsen über die Beete. Vom Dach der Nachbarhütte flogen erschreckt Saatkrähen auf und flatterten über dem herabfallenden Dachstroh.

Malanka beruhigte sich und setzte sich wieder auf den Erdwall. Die Sonne stand jetzt noch niedriger.

„Na, Gafijka ist noch immer beim Tanz, die hält doch etwas dort. Soll sie ihr Vergnügen haben. Die Kinder können ihre Freiheit ja nur genießen, solange sie bei Vater und Mutter sind. Doch auch das gibt den Leuten Anlaß

zum Sticheln. Unlängst sagte die Frau vom Schmied: »Die Gafjka wird ja wie ein Fräulein behandelt, arbeiten und Geld verdienen läßt man sie nicht – es haben sich wohl reiche Freier eingefunden...« Mögen über sie, Gott verzeih mir die Sünde, ebenso viele Krankheiten kommen, wie über uns Unglücksfälle gekommen sind! Hast gut reden, wenn deine Hütte voller Mädchen ist, ich aber nur eine einzige Tochter habe. Der einzige Trost meines Alters. Hab sie gepflegt und erzogen, gewaschen und gekämmt, und nun soll ich sie zu fremden Leuten geben! Nicht genug, daß diese mit mir ihr grausames Spiel getrieben, mir all meine Kraft geraubt, all mein Blut ausgesogen haben, jetzt soll ich ihnen noch mein Kind geben... Das werden sie nicht erleben!...‘

Nein, ein solches Schicksal will sie ihr nicht bereiten, sie wird die Tochter mit dem Sohn eines Hofbesitzers verheiraten. Ein gesundes, adrettes Mädchen ist sie, zum Reinbeißen! Nicht ohne Grund vergaffen sich die Burschen in sie. Prokop will um sie freien; nur um gut zu verdienen und eine schöne Hochzeit feiern zu können, ist er ja nach Taurien gegangen... Im Herbst wird er seine Brautwerber schicken, sie weiß schon, wie alles läuft.

Im Geist sieht Malanka am Flußufer eine Wiese – grün ist sie und lustig anzuschauen... Sie rauft mit Gafjka Hanf. Was für eine schmunke junge Ehefrau ist ihre Gafjka! Um den Kopf hat sie ein Tuch gebunden. Sie rauft den Hanf und singt ein Lied. In der Wiege schlummert ein Kind. Prokop hat Gerste angefahren und errichtet einen Schober. Und so froh ist ihr, der Alten, zumute, so leicht fühlt sie sich, als wäre sie wieder jung... Üppig wächst das Gemüse in den Gärten. Die Kohlköpfe füllen sich, die Bohnen sind schon gelb. Der Wind rauscht in den Mohnkapseln, die Kürbisse liegen dick wie gemästete Eber auf den Beeten, und die Kartoffeln sind so gut geraten, daß die Kartoffelkrautstauden sich miteinander verflechten. Es sind ihre schwarzen Hände, die hier gearbeitet haben – jeden

Rübensteckling, jede Zwiebel hat sie selbst gesetzt, sie wird auch, wenn Gott gnädig ist, selbst ernten! Jetzt ist sie Hofherrin. Das Land gehört zwar nicht ihr – aber doch ihrer eigenen Tochter. Endlich, wenn auch erst im Alter, ist ihr dies Glück beschert worden . . . Sie wird sich rote Stiefelchen machen lassen, weiche, aus Ziegenleder, mit kleinen Troddeln, wie die Frau vom Schmied welche hat. Seit ihrer Heirat – achtzehn Jahre ist das schon her – hat sie nie aufgehört, von solchen Stiefelchen zu träumen, jedes Jahr hat sie Geld dafür zurückgelegt, doch immer ist das Geld für andere Dinge draufgegangen, und sie hat ihre Stiefelchen noch immer nicht. Solche Stiefelchen, ein weißes Umschlagtuch – und dann in die Kirche gehen. So will sie auch begraben werden.

„Sie ruhen sich wohl ein wenig aus! Frohen Sonntag!“

Malanka zuckte zusammen. „Aha! – Es ist die Frau vom Schmied.“

„Gewiß doch! Auch Ihnen alles Gute . . . Wenn der Herrgott einen Feiertag schenkt, muß man ihn feiern. Nichts tun, nichts arbeiten. Gott hat befohlen: Am Werktag sollst du schaffen, doch am Sonntag sollst du dir nicht einmal die Fingernägel saubermachen, auch das ist eine Arbeit. Leg dich nieder oder sitz still und rühre keinen Finger!“

Malanka war die Milde selbst. Sie lächelte, als unterhielte sie sich mit den Herrschaften vom Gut.

„Ich komme vom Tanzplatz. Wir Alten können ja nur noch zusehen, wie die Jugend sich vergnügt. Ihre Gafijka tanzt immerzu mit dem jungen Mann aus Odessa – ich weiß nicht, ob es wahr ist, was die Leute über ihn erzählen –, mit dem Marko Guschtscha . . . Immer sind die beiden zusammen, wie die Täubchen. Nun ja, die Jugend! Lassen Sie sich's wohl sein . . .“

Malankas Gesicht zeigte nach wie vor ein süßlich-mildes Lächeln, doch innerlich kochte sie.

„Schau mal an, die Dicke, da geht sie, wabbelnd vor Fett, und verbreitet Klatschgeschichten!“

Sie schickte der Frau des Schmieds einen feindseligen Gedanken hinterher. Und dabei mußte sie aus irgendeinem Grunde an die Szene mit Gafijka vom Morgen denken.

Die Schatten auf der Straße wurden unterdessen länger.

Kleine Mädchen spielten am Pfahlzaun das Lerchenspiel: die nackten Füßchen warfen dreimal den Staub nach der einen und dreimal nach der anderen Seite. Es war, als spielte eine Vogelschar im Sande. Ein rosiger Schimmer überzog die Felder in der Ferne. Aus den Niederungen kamen Störche aufs Dorf zu, ihre weißen Flügel blinkten im Flug. Der Frühlingsabend beschwor die Gedanken herauf.

„Wie herrlich du doch bist, Erde“, dachte Malanka, „welch eine Lust ist es, dich mit Korn zu besäen, dich mit Grün zu schmücken, dich mit Blumen zu verschönern! Wieviel Freude bereitet es, dich zu bestellen. Nur in einem bist du nicht gut: du erweist dich dem Armen nicht gnädig. Dem Reichen gibst du deine Schönheit, du ernährst ihn üppig, du kleidest ihn, den Armen dagegen nimmst du nur in dich auf, wenn er gestorben ist... Doch warte nur, warte! Unsere Hände werden es noch erleben, sie werden die eigenen Äcker, die eigenen Gemüsegärten und die eigenen Obstgärten bestellen... Man wird dich aufteilen, Erde, o ja, man wird dich aufteilen. Sie werden gefahren kommen und das Land aufteilen, nicht ohne Grund geht dieses Gerücht – irgend etwas muß schon im Gange sein. Auch der Meine wird ein Stück Land bekommen... Dann hört das Fischchenfangen auf... Jawohl, mein Lieber, ob du willst oder nicht – dann mußt du pflügen!... Ach mein Gott, mein Gott, dürfte ich doch, wenn auch erst im Alter, dieses Glück noch erleben, könnte ich doch meinem Kind ein würdiges Leben bereiten...“

Auf der Straße wurde es lebendig. Junge Mädchen, junge Frauen, Kinder mit Stöcken und Gerten in der Hand liefen die Straße entlang. Röcke raschelten, nackte Füße tappten, aufgescheuchte Hunde bellten. „Stepa-an, so lauf doch und

hol die Schafe zusammen!“ – „Lauf doch selbst! . . .“ – „Die Mutter hat es dir befohlen – hol dich der Teufel!“

„Der Vater hat es dir gesagt — verre-ecken sollst du-u-u!“ — „Wir haben sechs, achte auf sie, Marijka! . . .“ — „Paß auf, daß die Lämmer sich nicht verlaufen, wie gestern, sonst setzt es Keile! . . .“ — „Wa-as? Wo-o?“ — „Tucktuck! . . .“

Die Sonne ging blutrot unter. Die Fensterscheiben glühten wie Öfen, ein rosa Schimmer übergießte die weißen Wände der Hütten, die weißen Hemden leuchteten rot. Von fern näherte sich dem Dorf eine Staubwolke. Sie kam immer näher, wuchs, erhob sich bis zum Himmel, schließlich tauchte die Sonne darin unter und zerstob in rosa Nebel. Aus jener Richtung kamen unbestimmte, beunruhigende Töne, als weinten Kinder, als schlugen Dreschflegel gegen den Tennenboden, und plötzlich überschwemmte eine Schafherde die Straße, und vielstimmiges Blöken erschütterte die Luft. Die lebendige Masse der Schafleiber rieb das Fell aneinander, zitterte und schwankte wie Gallert; ein ganzer Wald dünner Beine huschte vorüber, nackte, dumme Schafgesichter öffneten inmitten des rosaschimmernden Staubs ihre Mäuler und weinten: Bä-ä-äh! . . . Mä-ä-äh!“ Im rosa Nebel huschten, wie Schatten, Menschen hin und her, erschienen und verschwanden undeutliche Umrisse von Hütten, im Meer des jammernden Geblöks versanken alle anderen Töne; all dieser Lärm und all diese Unordnung erinnerten an einen Traum. Der Herde folgte ein schwarzer Hirte. Er war groß und wirkte in dem Zwielficht noch größer, wie ein mythischer Gott, er ließ die Peitsche knallen und schrie mit wilder, lauter Stimme, alles übertönend: „Garja! . . . Hel! . . .“

Und schon ist die Straße wieder leer; alles ist wie ein Traum verschwunden; der Staub sinkt langsam zu Boden, doch die Abendluft erzittert noch von dem lebendigen Akkord der verklingenden Töne.

Stille Sterne blicken auf die Erde hinab. }

Blaue Wände, in der Zimmerecke Deckbetten, Kissen, ein mit Bier übergossener Tisch. Eng ist es bei Mendel.

„Machen Sie mir keinen blauen Dunst vor, Choma, sagen Sie schnell – wird die Fabrik wiederaufgebaut? Sagen Sie – wird sie wirklich aufgebaut?“

Das Bier schäumt in den grünen Gläsern und rauscht im Kopf.

„Ich sagte doch schon – sie wird aufgebaut werden.“

„Oh! Oh! Warum raten Sie mir dann aber, Gafijka Arbeit annehmen zu lassen?“

„Ja, ich rate dazu. Das Mädchen geht sowieso vor die Hunde. Sie ißt und trinkt sich zu Hause satt, und du hast das Nachsehen. Ihr bleibt keine andere Wahl, sie muß sich verdingen. Oder glaubst du, es nimmt jemand eine Arme zur Frau? Eine alte Jungfer wird sie werden. Laß sie arbeiten gehen, solange man sie noch einstellt. Morgen schon bringst du sie zum Verwalter nach Jamischtsche; er ist ein braver Bursche, die Zunge soll ihm verdorren! Na, wollen wir beide die Brautwerber spielen? Deswegen habe ich dich zu Mendel gerufen.“

„Kommen Sie mir nicht damit, ich mag das nicht. Ich habe nicht im entferntesten daran gedacht.“

„Sie soll sich verdingen, Andrij!“

„Lassen Sie mich in Frieden, Choma! Trinken wir lieber noch eins.“

„Was gibst du so an? Bettelarm seid ihr; die Mägen sind ihnen vor Hunger an der Wirbelsäule angetrocknet, aber sie spielen die Hochnäsigen. Ich sage dir, laß sie sich verdingen, du wirst es sonst bereuen.“

„Genug jetzt, ich mag das nicht. Was soll das Gerede!“

Andrij wurde rot und erhob sich.

„Setz dich! Ist es denn nicht wahr? Du denkst, du bist ein Mensch? Ein Hund bist du. Was führen wir denn für ein Leben? Ein Hundeleben. So bleib doch sitzen.“

Gudsj legte seine riesigen Pranken auf Andrijs Schultern und drückte ihn auf seinen Sitz nieder. Dann näherte er

ihm sein bartloses, vom Biergenuß gerötetes, glühendes Gesicht.

„Mach keine Ausflüchte! Sag mir mal, wieviel Jahre hast du auf dem Buckel? Fünfzig? Dein Leben geht dem Ende entgegen. Und wo sind deine jungen Jahre, wo ist deine Kraft, so zeig doch, was du geschafft hast. Du zeigst deine Schwielen vor? Wirst auch noch deinen Buckel zeigen. Dein ganzes Leben lang hat man dir das Fell über die Ohren gezogen, und du Zugochse mußtest im Joch gehen. Das ist nun mal unser Los: ein Leben lang schufteten – nie ein Mensch sein. Schau mich an. Denkst wohl – Choma steht vor dir? Nein, ein Stück Vieh. Wie ich von Jugend auf das Vieh gehütet habe, so tue ich es auch heute. Das ganze Leben habe ich mich mit Vieh abgegeben, bin selbst ein Vieh geworden. Mein Leben lang habe ich nur Viehschwänze gesehen, keine Menschen, habe im Mist gewühlt, habe auf dem Mist geschlafen, auf dem Mist gegessen, werde auch auf einem Misthaufen verrecken. Ich hab vergessen, wie es sich in einer Hütte schläft, alle Teufel sollen's holen! Mein Hemd ist steif und hart wie Borke, die Hosen sind mit Ochsenblut beschmiert – ich muß ja den Ochsen Blut abzapfen. Von meinen Händen kann ich nicht den Mist abwaschen. Wenn ich mich mit den Knechten an den Tisch zum Mittagessen setze, rümpft jeder die Nase – es stinkt! Denkst du vielleicht, es riecht nach Rosen? Ich laufe weg vor den Menschen, flüchte zu den Ochsen. Mit den Ochsen unterhalte ich mich. Ich wende mich an sie, klage ihnen mein Leid, und sie kauen, brüllen und wedeln mit dem Schwanz. Das ist mein einziger Zeitvertreib. Du denkst womöglich, meine Frau spricht mit mir oder drückt mich vielleicht sogar an ihr Herz... die Kinderchen zwitschern... meine eigene Hütte gibt mir Wärme? Ha! Mit den Ochsen bin ich als Junggeselle alt geworden, mögen sie platzen! Jetzt freut er sich im Alter, möge er ersticken, aus ist's bald mit ihm, möge er verrecken, die Pest hole ihn, dann ist Schluß! ... Meinetwegen ...“

„Warum brüllst du denn so, Menschenskind, was fluchst du denn so?“

„Wie? Warum ich schimpfe? Ist mir dann leichter ums Herz; wenn sich da Wolken ansammeln, fluche ich tüchtig, und es wird mir wohler . . . wenn ich nicht schimpfen und fluchen könnte, würde ich verbrennen. Solch eine Wut fühle ich in mir, daß meine Seele wie ein Ofen glüht . . . Wenn es darinnen zu brennen beginnt, wenn es brennt – dann möchte ich einen Hammer in die Hand nehmen und alle totschiagen. Von Hütte zu Hütte möchte ich gehen und den Leuten vor den Kopf hauen, einem nach dem andern. Dem einen dafür, weil er Menschenblut säuft, dem andern, weil er es nicht verhindert. Und dann möchte ich Feuer anlegen, damit alles in Flammen aufgeht und zu Asche wird, damit nur die nackte Erde und die helle Sonne übrigbleibt.“

Choma stand hochaufgerichtet in der Gaststube, er reichte fast bis an die Decke. Seine Augen starrten irgendwohin, durch die Wände hindurch; sein bartloses, runzliges Altweibergesicht war verzerrt. Er zitterte sogar. Dann sank er in sich zusammen, ließ sich auf die Bank fallen und trank mit einem Zuge das Bier aus.

Andrij fühlte sich im Innersten getroffen. Auch er wollte, daß man ihm Aufmerksamkeit schenkte, ihn von seinem Leben berichten ließ, wie es ihm hier, in der engen Schenke, vor Augen stand. Er war alt und grau geworden, doch Gutes hatte er in seinem Leben nicht erfahren, o nein! . . .

„Ich denke so, Choma, wenn der Mensch arbeitet . . .“

Doch Choma rief wieder zornig aus: „Hol der Henker das Ganze! Der eine hat alles, der andere nichts. Hab ich denn nicht gesehen, wie die alte Gutsherrin . . .“

„Wenn der Mensch arbeitet, muß er etwas dafür haben. Und wenn mir die Erde nichts gibt . . .“

„. . . Die alte Gutsherrin hat den ganzen Winter über die Öfen mit dem Leinen geheizt, das sie als Fronleistung bekommen hat.“

„. . . Nun, und wenn die Erde nichts gibt, was zum Teufel nützt sie mir dann? Es ist mir einerlei, ob ich mich auf fremdem Grund und Boden oder auf meinem eigenen wie ein Knecht abrackere. So und so bin ich ja nichts anderes. Es ist wahr, wenn Sie . . .“

„. . . Das Leinen hat lange in den Vorratskammern gelegen. Die Leute bitten sie: ‚Geben Sie doch nur etwas für ein Hemd, damit die Arbeit der Menschen nicht umsonst war.‘ So hör doch zu!“

„Ich höre schon, ich höre. Ja, Sie sagen die Wahrheit – wir führen ein Hundeleben. Auch aus mir haben sie alle Kraft ausgepreßt. Ich hab doch mein Leben lang für andere geschuftet. Als die Fabrik noch stand, schlug ich mich noch so durch, doch als sie abbrannte . . .“

„Natürlich verbrannte es, alles Leinen verbrannte.“

„Welches Leinen?“

„Was heißt welches? Ich habe es dir doch eben erzählt.“

„Ach so, jaja. Nun, trinken wir lieber. Auf Ihr Wohl . . .“

„Und wie steht’s mit Gafijka? Läßt du sie Gutsarbeiterin werden?“

„Hören Sie doch auf damit. Wollen wir trinken.“

„Na schön, hol dich der Teufel – wenn du nicht willst, dann trinken wir also.“

Choma leerte das Glas auf einen Zug und schleuderte es zu Boden.

Das Klirren ließ Mendel erschreckt herbeilaufen.

Es war irgendein Feiertag. Gafijka saß auf dem Erdwall vor der Hütte. Zu ihren Füßen liefen Hühner umher, gackerten und verlangten Futter. Auf dem Erdwall lag ein aufgeschlagenes Buch.

„Sch, sch, fort, scharrt dort unter dem Zaun . . .“, rief Gafijka, die Hühner verscheuchend. „Was gackert ihr denn, ihr Dummen? Und du, Bunte, was reckst du den Hals und guckst mir in die Hand? Ich hab dich doch schon gefüttert. Ihr habt nur das Fressen im Sinn, ihr Dummen. Ärgerst du

dich darüber, daß ich so rede? Dann frag mal den Marko und höre, was ein kluger Mensch sagt. Er würde euch sagen: ‚Dumm seid ihr, von jeher seid ihr dumm gewesen. Man gibt euch eine Handvoll Hirse und nimmt euch alle eure Eier fort oder schlachtet euch für die Suppe.‘ Und du, Hahn, schlägst wie ein Dummerjan mit den Flügeln und spielst den Helden. Wenn du so kühn wärest wie Marko, würdest du dir nicht deine Kinder von den Herren für die Bratpfanne rauben lassen, oder vielleicht tätest du es doch? Nun ja, du bist ein Hahn, aber Marko ist ein Adler. Du solltest nur hören, was er sagt . . . Er sagt . . . doch was verstehst du schon davon. Nichts würdest du davon begreifen! Wenn du klüger wärest, würdest du erkennen, daß es bei den Menschen ebenso hergeht wie bei den Hühnern. Nun, was gackerst du denn so sehr, Weißchen? Warum lachst du? Denkst wohl, ich wüßte nicht, wie gut ihr es habt? Du denkst, was du willst, liebst, wen du willst, ich aber soll den Prokop heiraten, weil meine Mutter mich ihm zur Frau geben will. Dumm bist du, so dumm! Eher lasse ich mich verbrennen, in Stücke schneiden . . . lieber würde ich mich in die Erde einscharren lassen! Hörst du, Bunte? Nun mach, daß du fortkommst, wenn du mir nicht glaubst und den Kopf hin und her drehst! Hab keine Angst, Marko wird es nicht zulassen, daß ein anderer mich bekommt . . . er ist ein Adler . . . doch über ihm, wißt ihr, meine Hühnerchen, flattern Krähen, eine Unmenge Krähen . . . sie wollen ihn tot hacken. Die Bauern sind gegen ihn, der Dorfälteste, und sogar der Vater fällt über ihn her . . . dabei will er nur das Beste für die Menschen. Nicht der Vater, sondern Marko . . . Hört ihr, meine lieben Hühner, was für ein guter Mensch er ist, mein Marko . . . Deshalb mögen ihn die Burschen und die Mädchen auch so sehr gern und hören auf ihn. Wohin gehst du da, Untier? Sch, weg da! Sieh nur, hast dich auf dem Buch verewigt! Was wird Marko sagen, wenn er deine Hahnenspur darauf sieht? Er wird sagen: ‚Der Hahn hat eifriger gelesen als du.‘ So, und jetzt fort mit euch. Sch – ich

muß jetzt lesen! Ich rücke näher an die liebe Sonne heran, soll sie auch ins Buch schauen, soll sie auch lesen . . . So, wir beide zusammen!“

Mit dem Wetter war etwas nicht in Ordnung. Der Frühling war trocken und windig. In den Gemüsegärten verdorrte alles, das Korn auf den Feldern gedieh nicht, und die Wege entlang fegten dichte Staubwolken. Die Menschen beteten um Regen, denn alles deutete auf eine Hungersnot hin. Die Kornpreise schnellten plötzlich in die Höhe, und das beunruhigte Malanka so sehr, daß sie jede Nacht von bösen Träumen geplagt wurde. Doch je schlimmer die Lage wurde, je tiefer die Hoffnungen der Bauern auf eine gute Ernte sanken, desto mehr ergriffen Andrij die Gedanken und Träume von der Fabrik. Wie Malanka von teurem Mehl, so träumte Andrij von der Fabrik. Zuweilen sprang er mitten in der Nacht auf und fragte Malanka, noch halb im Schlaf, mit einem Ton des Erschreckens in der Stimme:

„Ist die Sirene schon gegangen?“

„Welche Sirene?“

„Na, die Fabriksirene. Hat sie schon geheult?“ sagte er ärgerlich.

„Komm zu dir . . . es heult wohl bei dir im Kopf, keine Nacht schläfst du . . .“, brummte Malanka beunruhigt, gähnte, seufzte und konnte bis zum Morgen nicht mehr einschlafen. Andrij war von brennender Ungeduld erfüllt. Von Zeit zu Zeit lief er zu der Ruine, überlegte, rechnete nach, kalkulierte. Dann lief er ins Dorf, fragte die Leute aus, setzte Gerüchte in Umlauf, und wenn diese, erheblich verändert und deutlichere Umrisse annehmend, wieder zu ihm zurückkehrten, freute er sich, prahlte vor Malanka und glaubte fest. Sogar seinen gewohnten Erwerb vernachlässigte er nun und suchte ihn nicht mehr.

Malanka überschüttete ihn mit Vorwürfen. Immer schwerer wurde es für sie, Arbeit zu finden. Das Gras war verdorrt, auf den Gütern wurde niemand mehr eingestellt.

Wenn Malanka an den Herd trat, verlor sie fast den Verstand, weil sie nicht wußte, was sie kochen sollte. Im Hause hatte sie nichts mehr, ihrer ewigen Bitten um Darlehen waren schon alle überdrüssig, sogar Malanka selbst. Am wehesten war ihr Gafijkas wegen ums Herz. So jung, das einzige Kind, und mußte Hunger leiden! Wie durch ein Wunder ergatterte sie irgendwo ein Töpfchen mit Beeren oder frisches Weizenbrot und brachte es ihr unter der Schürze versteckt. Andrij achtete kaum auf das Essen. Er hatte die Fabrik im Kopf; doch zuweilen schob er die dünne Suppe zurück und begann zu murren. Auf diesen Augenblick hatte Malanka nur gewartet. Sie brauste in hämischer Freude auf und schleuderte ihm alles Gift, alle Bitterkeit ihres Herzens ins Gesicht.

Unter dem einen Dach lebten zwei Feinde, und obwohl jeder von ihnen seinen eigenen Gedanken nachhing und den anderen sogar mied, genügte doch irgendein geringfügiger Anlaß – und beide wurden von Wut gepackt und geschüttelt wie im Fieber.

Nur ein Gedanke verband die beiden – der Gedanke daran, daß Gudsj empfohlen hatte, Gafijka als Landarbeiterin auf einem Gut zu verdingen.

„Hast du ihm dafür ins Gesicht gespuckt?“ forschte Malanka und dachte lächelnd: „Na, warte nur, wenn der Herbst kommt, werden wir sehen, was geschieht . . .“

„Ich wurde so wütend, daß ich Choma fast geschlagen hätte! Bei Gott!“ prahlte Andrij. „Sich so was auszudenken!“

„Was machst du denn da?“

Malanka riß die Augen auf und blieb auf der Schwelle stehen. Im Ofen brannte Kleinholz, in einem kleinen Topf kochte etwas. Andrij blickte ins Feuer: er war ganz vertieft, sein Gesicht war gerötet. Von Malanka bei seinem Tun überrascht, lächelte er ein unsicheres, blödes Lächeln. Malanka trat zum Ofen, rückte den Topf näher und blickte hinein.

„Du kochst dir einen Fisch?“ fragte sie erschrocken und erblaßte.

Andrij geriet in unruhige Bewegung, schob den Topf zurück, umgab ihn mit kleinen, glühenden Holzkohlen und lächelte schweigend.

„Hast du gehört, Gafijka, er kocht sich einen Fisch!“ rief Malanka.

In ihrer Stimme klang ein solches Entsetzen, als kochte in dem Topf zumindest Menschenfleisch.

„Er hat den Verstand verloren! Er ist wahnsinnig geworden! Bei Gott, er ist wahnsinnig!“ schrie Malanka und lief, als brenne es, in der Hütte umher.

Plötzlich blieb sie vor Andrij stehen, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und blickte ihn, in dieser Stellung verharrend, mit Augen, in denen sich Erstaunen, Entrüstung und Angst malten, an.

„Er kocht sich einen Fisch! Eine Schleie, die er heute morgen gefangen hat! Eine fette, die mindestens vier Pfund wiegt! Er hat sie nicht aufs Gut gebracht! Hat sie nicht dem Herrn verkauft! Mein Gott, die Welt geht unter!“ Das war noch nie geschehen, seit Andrij sich mit Fischfang beschäftigte. Sie hatten noch nie einen großen Fisch verzehrt, wie ihn die Herrschaften aßen. „Für solch eine Schleie konnte man zwei Zloty bekommen, und er kochte sie!“

Malanka stieß das alles weinend und schreiend hervor, während es im Topf lustig weiterbrodelte und das trockne Kleinholz im Ofen knisterte.

Andrij versuchte die Sache ins Scherzhafte zu ziehen.

„Jammere nicht, Alte, setz dich lieber und iß von dem Fischchen. Es gibt kein besseres Fleisch als das vom Schwein, keinen besseren Fisch als . . .“

Er stellte den Kochtopf auf den Tisch und goß die Fischsuppe in eine Schüssel.

„Friß selbst, bis du verreckst! Wir schwellen an vor Hunger, haben nicht ein Krümchen Brot in der Hütte, und er kocht sich einen Fisch!“

Andrij war befangen, denn Malanka sprach die Wahrheit, doch er hatte solch ein Verlangen nach dem Fisch, die Fischsuppe duftete so appetitlich, daß seine Nasenflügel zitterten und sich blähten.

Schnaufend und schmollend machte er sich an den Fisch, wobei er so laut schmatzte und schlürfte, als wollte er damit das Wehklagen der Frau übertönen.

Doch Malanka tobte. Nicht nur, weil sie über den vertanen Fisch unglücklich war, sondern auch weil sie hungrig war. Sie war vom Hunger geschwächt und spürte ein brennendes Verlangen nach etwas Heißem, Schmackhaftem, Ungewöhnlichem, und der Geruch der frischen Schleie kitzelte sie in der Nase und ließ ihren Atem stocken; ihr wurde geradezu übel von dem heftigen Wunsch zu essen. Doch sie begriff, daß sie nach dem, was sie gesagt hatte, sich nicht gut ans Essen machen konnte, und so schimpfte sie noch heftiger.

„Sei nicht traurig, Frauchen, wenn die Fabrik wieder steht, verdiene ich auch wieder . . .“

„Hör doch auf mit deiner Fabrik, daraus wird ja doch nichts!“

Andrij sah auf, sein Blick erstarrte für einen Augenblick; er schaute durch die Wände der Hütte hindurch ins Leere – und mit einemmal wußte er, daß wirklich nie wieder eine Fabrik dasein würde, daß er umsonst gehofft hatte, daß es besser gewesen wäre, den Fisch, für dessen Erlös man hätte Brot kaufen können, nicht zuzubereiten. Plötzlich verlor er allen Geschmack an ihm, er mochte nicht weiteressen und verspürte das Bedürfnis, fortzugehen . . .

Andrij nahm seine Mütze und verließ die Hütte.

Die Fischreste auf dem Tisch wurden kalt, während Malanka und ihre Tochter schweigend in verschiedenen Ecken der Stube saßen und in der Dämmerung des sich neigenden Tages bitteren Gedanken nachgingen. Traurigkeit und Stille herrschten in der Hütte.

Dann erhoben Mutter und Tochter sich plötzlich, traten,

als hätten sie es miteinander vereinbart, an den Tisch und machten sich schweigend über den Fisch her. Sie aßen ihn restlos auf, sie sogen die Gräten ab, löffelten die Fischsuppe aus und leckten, wie zwei hungrige Katzen, sogar die Schüsseln blank.

Andrij machte sich auf den Weg zur Post: er warf die Ledertasche über die Schulter und nahm seinen Stock in die Hand. Da kam plötzlich Malanka angelaufen. Ihr Gesicht war totenblaß, sie rang nach Atem, ihre Augen glühten, und sie zitterte am ganzen Leibe.

„Komm heraus . . . Sie messen schon . . .“

Andrij blickte sie erstaunt an.

Sie konnte nicht sprechen, hatte ihre Hand aufs Herz gepreßt und atmete schwer. Mit der anderen, mit Erde beschmutzten Hand – sie hatte gerade gejätet – fuchtelte sie vor Andrijs Augen und wies auf die Tür.

„So geh doch, sie messen . . .“

„Wer mißt? Was wird gemessen?“

„Herren, ach mein Gott! . . . Sie sind gekommen und werden das Land aufteilen . . .“

„Welches Land? Was quatscht du da?“

„Alles Land . . . unter die Bauern . . . Geh hin und sieh zu, daß wir ein Stück nicht zu weit vom Dorf entfernt zugemessen bekommen, sonst geben sie dir noch irgendein Sumpfstück.“

„Gott beschütze dich! So komm doch zu dir. Ich muß jetzt zur Post.“

Malanka wurde grün vor Wut.

„Wirst du gleich gehen!“

Sie sprang auf ihn zu, schreckenerregend, wie eine wilde Katze, ihr Mund war verzerrt, ihre Augen funkelten, ihr Gesicht war gespensterbleich.

„Auf der Stelle gehst du hin!“ schrie sie durchdringend. „Dir ist es vielleicht gleich, mir aber nicht! Bedenke, daß du ein Kind hast! Du willst es wohl umbringen, was? Uns alle

mordest du. Auf der Stelle gehst du jetzt! Sonst nehmen die andern die besten Anteile. Hörst du? Na, wird's bald?!"

Und als sie sah, daß er, ohne etwas zu begreifen, dastand und sie anstarrte, ergriff sie vom Ofen einen Wäschebleuel und holte zum Schlage aus.

„Geh, sonst bist du auf der Stelle tot! . . .“

Sie war imstande, ihn totzuschlagen – Andrij sah das.

„Pah, dummes Weib!“ Er zuckte die Achseln. „Du siehst doch, ich geh schon.“ Er keuchte wie ein Blasebalg und konnte Malanka kaum folgen.

Am Abend kehrte Malanka fröhlich, fast glückstrahlend, heim. Sie lief, als wäre sie wieder jung geworden, in der Hütte umher, und ihre Gedanken schwebten in lichten Höhen, wie Tauben im Sonnenlicht. Sie lächelte. Was für komische Herren . . .

Sie gehen auf dem Felde umher und messen. Malanka fällt vor ihnen nieder: „Meine lieben Herren, ihr meine Schwäne, vergeßt mich Arme nicht, meßt mir ein Stück Land in der Nähe vom Dorf ab, dort wo Weizen gedeiht!“ Doch die Herren lachen. „Geh mal wieder nach Hause, Frauchen. Nicht für dich messen wir hier.“ Und dabei lachen sie – möge Gott ihnen alles Gute schenken! Die denken, weil sie ein dummes Bauernweib ist, begreift sie nichts von dem, was vorgeht . . . Gemach, gemacht, vielleicht trägt sie ihren Kopf doch nicht so ganz umsonst auf den Schultern . . . Als ob sie nicht erfaßt hätte, daß man sie täuschen wollte. Wenn man es den Bauern geradeheraus sagte, daß man das Land für sie aufteilte, so würde solch ein wildes Durcheinander entstehen, daß sie sich gegenseitig bei lebendigem Leibe auffräßen . . . Jeder würde um das beste Stück Land kämpfen. Nun, sie würden schon an die arme Bauersfrau denken, würden sie nicht übergehen und schädigen. Wenn doch auch Andrij noch bäte, aber der stand da wie ein Stock, sollte ihn . . .

Sie sprach den Fluch nicht aus, heute konnte sie nicht schimpfen. Heute war sie so milde gestimmt, heute war sie

so froh, heute taten ihr alle so leid. Während sie das Abendessen bereitete, sang sie sogar, und das knisternde Feuer über dem trockenen Reisig schien sich mit ihr zu freuen. Andrij tischte sie das Abendessen mit Hochachtung auf, wie es einem Hofbesitzer gebührte, einem, der Grund und Boden besaß und eine Wirtschaft sein eigen nannte. Sie selbst jedoch konnte nichts essen, sie hatte keinen Appetit. Alles, was sie heute im Haushalt tat, verrichtete sie so feierlich, als hielte sie einen Gottesdienst in der Kirche ab, und dabei lächelte sie gedankenverloren. Zur Nacht wusch sie Gafijka mit Lauge den Kopf und kämmte mit einem feinen Kamm ihr Haar, so daß es sogar Glanz bekam; dann flocht sie es in kleine Zöpfe, die sie mit bunten Bändern umwand, damit der Kopf ihrer Tochter wie eine Sonne erstrahlte. Das Mädchen sollte nicht schlechter aussehen als die anderen.

„Vielleicht ziehst du dir deine neue Weste an, die alte fällt ja schon auseinander“, sagte sie zu Andrij und holte sein einziges Festgewand aus der Truhe hervor. „Labe dich an den Beerlein, die Frau vom Schmied hat sie mir geschenkt . . .“

Andrij hatte sie schon lange nicht so sanft gesehen. Ihr Herz war weich, alles in ihr sang. Es sangen die Ähren auf ihrem Feld, es sangen die Lerchen über ihr, es sang die Sichel ihr Lied, während sie die Halme schnitt, es sangen die Mäher bei der Heumahd, und endlich sang auch ihr eigenes, von Hoffnung geschwelltes Herz. Das Glück lächelte ihr zu. Nicht nur ihr eigenes Glück, sondern auch das Glück von Gafijka. In ihren Beinen fühlte sie Standhaftigkeit, in ihren Armen Kraft. Ihre schwarzen, sehnigen Hände waren wie aus Eisen.

Seit diesem Tage lief Malanka oft auf die Gutsfelder hinaus, um zuzusehen, wie die Herren das Land vermaßen. Sie gingen noch weitere zwei Tage auf den Feldern umher, dann fuhren sie davon. Malanka dachte ständig nur an das eine und fragte die Leute darüber aus. Sie gab sich ihren rosigen Hoffnungen hin. Die andern meinten dies und das.

Doch Malanka wußte genau, worauf das alles abzielte. Sie begann schon ihre Vorbereitungen zu treffen. Wenn sie bei einem reichen Bauern die Gemüsebeete jätete, wollte sie kein Geld als Lohn annehmen, sondern bat, ihr dafür Weizen zu geben, damit sie eine gute Weizensorte hätte. Dies sollte das Saatgut sein. Wenn sie einen Apfel aß, sammelte sie sorgfältig die Kerne und trocknete sie auf dem Fensterbrett. Sie würden ihr einmal zustatten kommen. Nichts konnte ihr eine größere Freude bereiten als eine Handvoll Samen, die sie von einer guten Hofbesitzerin erbeten oder im Tagelohn verdient hatte. Sie ging sogar so weit, daß sie, wenn sie in einem fremden Gemüsegarten war, Ausschau hielt, was man an Samen nehmen könnte und, sich umblickend, heimlich die beste Mohnkapsel abbrach oder eine reife Gurke aus der Erde riß und ihre Beute im Blusenausschnitt versteckte. In ihrer Hütte sammelten sich allerhand größere und kleinere Bündel mit Saatgut an, und immerfort wurde irgend etwas auf den Fensterbrettern getrocknet.

„Was willst du denn mit all diesem Kram?“ meinte Andrij verwundert. „Wir haben doch nur zwei Gemüsebeete.“

Sie lächelte geheimnisvoll und schüttelte herablassend den Kopf. „Mach dir keine Sorgen . . . Ich weiß schon, wohin damit . . .“

Am Sonntag ging sie in den Wald, wo Schnittholz aufgestapelt war; sie betrachtete es, wählte das beste Material aus, überlegte und erkundigte sich bei den Waldhütern nach den Preisen.

Wenn sie versonnen, den Blick in die Ferne gerichtet, nach Hause zurückkehrte, streichelte sie Gafijka und lächelte vor sich hin.

Einmal war sie sogar auf dem Jahrmarkt gewesen. Daraufhin schwirrten allerlei Gerüchte über Malanka durch das Dorf: Die Frau hat Geld im Strumpf, sie verheimlicht es nur, sonst wäre sie nicht so lange auf dem Jahrmarkt umhergegangen und hätte um ein Ferkel gehandelt . . .

Eines Abends stieß Malanka, als sie aus der Hütte trat, auf Gafijka, die, an den Türrahmen gelehnt, draußen stand.

„Was machst du hier?“ fragte Malanka sie, doch als sie einen Blick auf ihre Tochter warf, erstarrte sie.

„Was hast du?“

Gafijka antwortete nicht. Sie stand vornübergebeugt da, ihr Gesicht war leichenblaß, schwarze Schatten lagen darüber, und sie zitterte.

„Was hast du?“ fragte Malanka wieder und faßte nach Gafijkas kalter Hand.

Gafijka schwieg und zitterte wie im Fieber. Malanka führte sie in die Hütte und machte hastig Licht. Das matte Licht ließ die schwarzen Schatten auf ihrem bleichen Gesicht noch dunkler erscheinen; ihre vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen glänzten, als wären sie aus Glas. Malanka war von Schrecken erfaßt. Sie setzte Gafijka auf das Bett hinter dem Ofen und begann mit fliegenden Händen ihr Gesicht und ihren Kopf abzutasten.

„Was ist mit dir? Hast du dich erschreckt? Hast du irgendwo Schmerzen?“

Sie erhielt keine Antwort, unter ihren Händen zuckte nur Gafijkas Körper.

Malanka rief nach Andrij, doch Andrij war fortgegangen.

Malanka konnte nicht verstehen, was Gafijka zugestoßen war. Hatte jemand sie verhext? Oder erschreckt? Hatte sie sich erkältet? Wohin war sie gegangen? Wo war sie gewesen? Gott im Himmel, was war nur mit dem Mädchel geschehen? Wenn sie doch nur spräche, ein einziges Wort nur, aber sie schwieg, schwieg wie eine Tote . . .

Die gläsern-starren Augen und das von dunklen Schatten überdeckte, plötzlich hohlwangig gewordene Gesicht jagten Malanka Angst ein; während sie sich über Gafijka beugte und über ihrem ganzen Körper viele kleine Kreuze schlug, begann sie selbst zu zittern.

Zum Glück kehrte Andrij heim. Entweder war er guter Dinge, oder er hatte getrunken – er sprach laut und erregt.

„So, jetzt ist's geschehen . . . Was habe ich euch damals gesagt? . . . Sie sind gekommen und haben ihn festgenommen . . .“

Malanka zischte ihn an:

„Wo treibst du dich herum?“

„Wo ich war? Auf der Straße! Hab gesehen, wie sie den Marko Guschtscha abgeführt haben . . . Sie kamen angefahren und haben ihn verhaftet. Das hat er davon. Ich würde einem solchen einen Strick um den Hals legen und ihn aufknüpfen . . . Ohne lange zu fackeln . . .“

Vom Bett ertönte ein Stöhnen.

„Pst! . . .“ Malanka fiel über Andrij her. „Siehst du denn nicht, daß sie krank ist? Lauf sofort zu Marjana . . . vielleicht kann sie ihr helfen, flüstert Zaubersprüche, beräuchert sie und wendet das Unheil ab . . . Ich weiß nicht, was dem Mädchen fehlt. Lauf schnell! . . .“

Andrij ging zur „weisen“ Frau.

Marjana mußte wohl geholfen haben, denn nach zwei Tagen stand Gafijka wieder auf – abgezehrt, gelb im Gesicht, wie eine Witwe, traurig und schweigsam. Sie lief immer wieder aus der Hütte, um nicht mit den beiden Alten zusammenzusein. Besonders den Vater mied sie, als fürchte sie sich vor ihm. Wenn sie allein war, weinte sie. Und sie dachte, dachte immerzu, das viele Denken benahm ihr fast den Atem . . .

Doch nicht immer bedrückte einen der Kummer, manchmal gab es auch Freude.

Nach dem langen Sommertag, wenn die Sonne untergeht und die durchglühte Erde langsam ihre goldenen Gewänder ablegt, wenn am bleichen, vom Tag ermüdeten Himmel verstohlen die ersten Sterne zum Vorschein kommen, wenn im letzten Sonnenstrahl die Schnaken spielen und die überraschend milde, rosa-golden schimmernde Luft in der Ferne in fliederfarbene Tönungen übergeht und die Weite noch breiter, noch tiefer erscheint, gehen Malanka und Gafijka

die staubige Landstraße entlang, und obwohl sie müde sind, ist es ein beglückendes Gefühl für sie, das Tagewerk vollbracht zu haben. Sie tragen ihre wie die Erde heißen Körper nach Hause und in den Falten ihrer Kleider den Duft der reifen Ähren. Sie reden nicht miteinander, gehen schweigend und schwingen beim Gehen ihre Sicheln. Der nun endlich wiederaufgerichtete Rücken, die frei herabhängende, von der langen Anspannung noch leicht zitternde Hand, das angenehme Gefühl des von der abendlichen Feuchte durchkühlten nassen Hemdes am Körper, der weiche Staub unter den Füßen anstelle der Stoppeln – all das empfinden sie als Glück. Und daheim erwarten sie Ruhe und Schlaf, kurz wie die Sommernacht, doch wohltuend wie ein kühles Blatt auf einer Wunde. Nur schnell nach Hause . . . nicht zu Abend essen, nicht sitzen, nicht reden, sondern auf die Bank niedersinken, schwer wie ein Stein ins Wasser, und augenblicklich die Augen schließen.

Schlaftrunken, schon halb unbewußt, macht Malanka Feuer im Ofen und setzt Wasser auf, um Andrij das Abendessen zu bereiten. Das Feuer flackert und summt, und sie schließt die Augen und schwankt hin und her; sie glaubt die Ähren auf dem Felde rauschen und die Sichel an den Halmen rascheln zu hören. Oh, wie drückend heiß es ist, wie die Sonne brennt! Doch nein, das ist ja das Feuer, das so sengt, sie ist ihm, zu nahe gekommen. Jetzt hat sie die Garbe zusammengepreßt und umwindet sie mit dem Band . . . wie der Rücken schmerzt, sie kann sich kaum bücken. Ach so, sie knetet ja den Teig für die Mehlklöße. Schneide, Gafijka, schneide . . . ja, mein Herz, es ist schwer, Geld zu verdienen, wenn man für die zwölfte Garbe arbeitet, doch man muß es tun. Was, du hast dich in den Finger geschnitten, du zischst vor Schmerz? . . . Ach nein – das Wasser ist übergekocht.

Andrij löffelt die Suppe . . . Er scheint etwas zu sagen . . . wo denn, in der Hütte oder draußen? . . .

„Warum ißt du nicht zu Abend?“

„Wie?“

„Komm essen . . .“

„Iß allein . . . ich werde später . . .“

Die Löffel müßte man abwa-a-a-schen . . . Die Füße sind so schwer, als steckten sie in Schaftstiefeln . . . und den Kopf . . . den Kopf kann man kaum auf den Schultern halten . . .

Endlich ist es soweit . . . Auf dem Erdwall ist es besser. Schläfst du schon, Gafijka? Du hättest ein Kissen nehmen sollen. Na dann schlaf so, mein Kindchen, wenn du schon eingeschlafen bist. Ach, meine Knöchel, meine armen, schmerzenden Knöchel. Ach, meine armen Hände . . . meine armen Füße . . . Der du bist im Himmel. Unser täglich Brot . . . A-a-ah! . . . Die Sterne blicken vom Himmel herab, die Frösche rufen zum Schlafen. Die blaue Kuppel senkt sich tiefer und tiefer . . . drückt auf den Körper, läßt einen die Augen schließen . . . So süß ist es, so geruhsam. Nicht einmal zum Jüngsten Gericht würde man sich erheben, auch wenn das Glück rief, würde man nicht aufstehen . . . Und der Himmel senkt sich tiefer und tiefer . . . liebkost, umarmt . . . Die Sterne kitzeln, als küßten sie . . . Die Seele hat sich in der Bläue aufgelöst, den Körper kann man nicht vom Erdwall losreißen, er schmilzt wie Wachs am Feuer. Nichts ist mehr . . . Nichtsein . . . völliges Nichtsein . . . Ist das etwa keine Freude?

Gleich nach der Ernte wurde allen klar, daß ein Hungerwinter bevorstand. Diese ständige Dürre! Der Roggen war verbrannt, die Ähren standen dünn und waren schwächlich. Es war traurig und lachhaft zugleich, wie wenig Malanka und Gafijka für ihre Mühe erhielten, die erlegten Enten und Hasen aber aßen die Gutsherren. In diesem Winter würde es noch schwerer sein, einen Verdienst zu finden, als im vergangenen. Und die Landmesser waren und blieben verschwunden. Nichts war mehr von ihnen zu sehen und zu hören. Andrij redete auch nicht mehr von der Fabrik.

Im Dorf gingen über Gudsj Gerüchte um. Man erzählte, er hätte in blinder Wut mit der Keule einen Ochsen erschlagen. Er hätte ihm einen Schlag auf den Kopf versetzt und ihm den Schädel zertrümmert. Der Gutsherr habe ihn dafür vom Gut gejagt, und jetzt treibe Gudsj sich ohne Arbeit herum, versaufe seine letzten Kleider und prahle, daß es den Gutsherren ebenso ergehen werde wie dem Ochsen. Eines Tages kam Gudsj bei Andrij vorbei.

„Fängst du Fische, Verehrtester?“ begrüßte er ihn mit trunkenem Lachen. „Fang sie nur, fang sie, vielleicht ersticken die, die sie essen, an ihnen. Na, Fabrikant, denkst du immer noch, daß man für dich die Fabrik wiederaufbauen wird? Eher kannst du den Teufel erleben! . . . Eulen und Krähen werden dort hausen, bis alles zusammenstürzt und zu des Teufels Großmutter geht. Sag mal: wirst du Gafijka als Dienstmagd aufs Gut schicken? Nein? Willst wohl vor Hunger verrecken wie eine rote Maus im Winter? Verreck doch, der Satan soll dich holen mitsamt deinen Netzen, was geht es mich an! Wir finden auch eine andere!“

Er war in Wut geraten, schlug knallend die Tür zu und verließ die Hütte. Doch eine Minute später erschien sein rotes eigensinniges Gesicht wieder in der Tür.

„He, ihr, Fabrikanten! Eines Tages wird die Ziege doch zur Fuhre kommen und ‚mäh‘ machen. Doch dann dreht Gudsj ihr eine Nase – so! . . .“

Andrij konnte nicht an sich halten.

„Du Saufbruder, du Schinder, was willst du eigentlich von mir?“ schrie er und stürzte zur Tür, doch Malanka hielt ihn zurück.

„Laß sein!“ kreischte sie durchdringend und blitzte ihn mit Augen an, die grün waren vor Wut und Schadenfreude. „Rühr ihn nicht an, er macht einen Krüppel aus dir! Wie willst du dann in der Fabrik arbeiten?“

„In der Fabrik?“

„Nun ja . . .“

„In der Fabrik, sagst du?“

„Du hast es ja gehört . . . sie wird doch für dich wieder-
aufgebaut . . .“

Sie zischte die Worte wie Gift durch die Zähne. Andrij erstickte fast vor Wut.

„Dich juckt es wohl, Peinigerin? Laß es nur jucken, ich werd's schon kratzen! Sag lieber: Hast du deine Felder schon bestellt? Hat man dir viel Land zugemessen? Wo sind denn jetzt die Herren, denen du die Hände geleck hast?“

„Wo sie sind? Sie bauen dir deine Fabrik . . .“

„Fängst du schon wieder an? . . .“

Andrij verprügelte Malanka. Sie lag auf der Bank und stöhnte laut, er aber streifte durch die kahlen grauen Felder, gleichgültig, ziellos, nur um möglichst weit weg von Hause zu sein.

Gafijka weinte. Sie hätte sich lieber verdungen.

Zu Mariä Schutz und Fürbitte kehrte Prokop zurück. Es ging das Gerücht, er habe kein Glück gehabt. Zuerst habe er keine Arbeit finden können – es seien mehr Leute gekommen, als benötigt wurden, und die Löhne fielen; dann sei er in Kachowka erkrankt, habe dort einen ganzen Monat danieder gelegen und sei danach nach Taurien und schließlich ins Schwarzmeergebiet gezogen. Er sollte zerlumpt, krank und ohne Geld zurückgekehrt sein. Malanka schenkte diesem Gerücht nicht allzuviel Glauben. Was redeten die Leute nicht alles! Und sie lief, ohne daß die Ihren es wußten, zur Kandsjubicha. Das Gerücht erwies sich als wahr. Prokop sah erschreckend aus, auf seinem Gesicht lagen tiefe Schatten, er war so schwach, daß ihn der Wind umblasen konnte, und mußte immerzu liegen. Die Kandsjubicha weinte beinah, als sie erzählte, daß sie ihren Sohn nur mit Mühe von den Läusen befreit habe. Wie konnte er jetzt ans Heiraten denken! Er hatte etwas für die Hochzeit dazuverdienen wollen, doch nun war ein so schlechtes Jahr angebrochen, daß man nicht einmal genug Brot hatte.

Malanka kehrte betrübt heim und prahlte vor niemand mit dem, was sie gesehen und gehört hatte. Mochte es mit ihr zusammen sterben.

Je näher die Weihnachtsfasten kamen, desto unruhiger wurde Malanka. Auch Gafijka gönnte sie keine Ruhe. Der Geist der Sauberkeit und Ordnung hatte sie ergriffen, und sie schaffte unermüdlich ganze Tage lang: Zweimal weißte sie die Hütte von außen und von innen. Täglich verschmierte sie den Ofen und bestrich den Absatz vor dem Feuerloch mit rotem Lehm.

Gafijka mußte aus Papier neue Kosaken und Blumen ausschneiden und sie von den Ikonen bis zur Tür an die Wände kleben. Die Flügel der vor den Heiligenbildern an Bindfäden schaukelnden Täubchen wurden durch neue, noch leuchtendere ersetzt; und damit für die Wandfläche unter den Heiligenbildern mit roten Rosen bedruckte Tapeten erstanden werden konnten, mußten alle mühselig gesammelten Eier verkauft werden.

„Was läufst du so schmutzig herum?“ fuhr Malanka Gafijka an, und sie veranlaßte sie, fast täglich ihr Hemd zu wechseln.

Sie kämmt ihr selbst das Haar und flocht neue Bänder in ihre Zöpfe. An den Herbstabenden machte sie schon früh Licht, putzte sich, als sei Feiertag, und blickte, in ihrer aufgeräumten Hütte sitzend, oft zur Tür, horchte beunruhigt nach dem Hundegebell und war aufgeregt, als erwarte sie jemand.

Manchmal unterbrach sie am Tage ihre Arbeit, zog Gafijkas Truhe aus der Ecke hervor und musterte ihre armseligen Kleider, faltete die bestickten Handtücher auseinander und heftete einen nachdenklichen Blick auf ihre Tochter. Dann ordnete sie die Münzkette auf Gafijkas Brust, zupfte ihre Bluse zurecht, strich ihre Rockfalten glatt und schüttelte, eine heimliche Träne wegwischend, betrübt den Kopf.

Doch was sie nicht, ohne in Erregung zu geraten, hören konnte, war die Schellentrommel. Sobald vom andern Ende des Dorfes her unter dem wolkenverhangenen Herbsthimmel ihr dumpfer Klang ertönte, stürzte sie auf den Hof hinaus, lauschte, bemühte sich herauszufinden, auf wessen Hof Hochzeit gefeiert werden würde, und zeigte soviel Neugier, wer um wen freite, als hoffte sie selbst bald zu heiraten. Sie lebte in ständiger Aufregung, ihre Bewegungen waren schnell, nervös, und ihre kleinen Augen blinkten in unruhigem Glanz.

Die Schellentrommel aber hörte nicht mehr auf zu tönen. Von der Mitte der Woche an gingen Bräute mit lose herabhängendem Haar durch die Dorfstraßen, verneigten sich tief und luden zur Hochzeit ein, dann wieder bewegte sich ein Hochzeitszug mühselig durch den tiefen Straßenschmutz und erfüllte die kalte Luft mit Gesang. Malanka rannte, nur mit einem Hemd bekleidet, zur Schwelle, stützte den Kopf in die Hand, folgte mit gierigem Blick dem Hochzeitszug und achtete nicht darauf, daß sie fror. Sie war unsagbar erregt.

Jeder versprochene junge Bursche, jedes junge Mädchen, das sein Handtuch überreicht hatte*, büßte in ihren Augen sofort jeden Wert ein und verdiente nicht einmal ein freundliches Wort.

„Der hat also auch gefreit! Hat das Heiratsgut genommen!“ zischte sie, schief lächelnd. „Wird nun fremde Kinder und eine tolpatschige Frau ernähren müssen . . . Weiß er es denn nicht – die versteht nicht einmal Brot zu backen, kann nur mit den Burschen wiehern wie eine Stute.“

„Hat diesen Mickerjan zum Mann genommen . . . Pockenarbig ist er, spricht durch die Nase, und ein Dieb ist er noch dazu – im vorigen Jahr hat er einen Sack Korn von der Tenne gestohlen . . .“

Traf sie dagegen Frauen, die erwachsene Söhne hatten,

* Das versprochene junge Mädchen überreicht nach ukrainischem Brauch dem Bräutigam ein besticktes Handtuch.

wurden ihre Reden honigsüß, und sie prahlte mit ihrer Tochter: „Gott sei's gedankt, daß sie so arbeitsam, so gutherzig und gehorsam ist wie ein Kälbchen . . .“

Die Zeit verrann.

Abend für Abend saß sie mit Gafijka, sauber gekleidet, in der wie zum Osterfest hergerichteten, aufgeräumten Hütte, als erwarteten sie einen lieben Gast, der jeden Augenblick irgendwoher kommen mußte; er würde sich vor der Hütte durch Trampeln mit den Schaftstiefeln bemerkbar machen, würde die Hunde in Aufruhr bringen und die Tür öffnen . . . Malanka hielt in der Rumpelkammer unter alten Lumpen sogar eine Flasche Wodka versteckt, von der niemand etwas wußte.

Und ringsum ertönte Musik, dröhnten die Schellentrommeln und störte trunkener Gesang die nächtliche Stille. Niemand kam. Auf den windschiefen Wänden der armeligen Hütte zuckten in den Ecken dunkle Schatten; die Papierkosaken standen, die Hände in die Seiten gestemmt, in einer Reihe da und blickten schweigend in das matte Licht des Lämpchens, die schmucken Täubchen drehten sich an ihren Bindfäden vor den Heiligenbildern, und die von ihren Flügeln geworfenen langen Schatten bewegten sich an der niedrigen Decke. Die unerträgliche Unruhe in Malankas Seele wuchs – wie aus einem winzigen Samenkorn ein Baum wächst. Sollten sie wirklich nicht kommen? Würde wirklich kein einziger Freier erscheinen? Sie ließ alle jungen Burschen des Dorfes an ihrem geistigen Auge vorüberziehen – die reichen, die mittleren und sogar die armen, wenn sie sich auch länger mit den reichen beschäftigte. Sie überlegte, rechnete und hoffte immer noch. Zuweilen kam ihr der Gedanke, daß Gafijka selbst schuld sei.

„Du Tolpatsch!“ schrie sie Gafijka an, wenn diese zufällig die Spindel fallen ließ oder unterwegs irgendwo anstieß. „Was für eine Hausfrau soll bloß aus dir werden, wenn du weder richtig gehen noch etwas tun kannst, wie es sich gehört! Das ist kein Mädels, eine Strafe Gottes ist das“,

rief sie ärgerlich aus. „Wie hast du dich wieder gekämmt? Wer soll so eine schlampige Trine zur Frau nehmen? Warum schweigst du? Hast du das Reden verlernt? . . . Ihr werdet's erleben . . . Sie wird auch dann noch schweigen, wenn das Glück vor ihr steht . . . Alles ist anders als bei anderen Menschen . . .“

Doch wenn sie Tränen in Gafijkas Augen bemerkte, schwieg sie, Mitleid erfüllte ihr Herz und ließ sie einen tiefen Seufzer ausstoßen. Sie wußte schon, welches Los ihr Kind erwartete. Die Tochter würde denselben Weg gehen müssen wie die Mutter . . . O Gott, das war ihr gewiß . . .

Den Kopf gesenkt, beschwert mit bitteren Gedanken, lauschte sie den letzten Tönen der im Dorf verklingenden Hochzeitsmusik, mit denen ihre letzten Hoffnungen, ihre letzten Träume zu Grabe getragen wurden . . .

Es regnet. Kalte Herbstnebel ballen sich am Himmel und lassen nasse Strähnen herabhängen. In graue Ungewißheit schwimmt die Trauer, schwimmt die Hoffnungslosigkeit, und leise schluchzt die Schwermut. Es weinen die kahlen Bäume, es weinen die Strohdächer, in Tränen badet sich die armselige Erde, und sie weiß nicht, wann sie wieder wird lächeln können. Die grauen Tage werden von schwarzen Nächten abgelöst. Wo ist der Himmel? Wo ist die Sonne? Myriaden kleiner Tropfen fallen und fließen, wie verlorene, zu hochgespannte Hoffnungen, vermischt mit Erde, in schmutzigen Strömen dahin. Keine Weite, kein Trost. Düstere Gedanken, Qual des Herzens, schweben über einem, sie hängen als Wolken herab, ziehen als Nebelschwaden, und man hört leises Weinen, wie um einen Toten . . .

Ein kleines, graues, verweintes Fenster. Andrij und Malanka blicken hinaus und sehen, wie auf der schmutzigen, ausgefahrenen Landstraße Arbeit und Verdienst Suchende gezogen kommen, immerzu, unaufhörlich, schwarze, ge-

beugte, durchnäßte Gestalten, gleich lahmen, von ihrer Schar zurückgebliebenen Kranichen, gleich dem herbstlichen Regen. Sie ziehen vorüber und verschwinden in der grauen Ungewißheit . . .

Es ist dunkel in der Hütte. Durch die kleinen Fenster rieselt Finsternis, düster blicken die feuchten Ecken, schwer lastet die niedrige Decke, und es weint das von Trauer bedrückte Herz. Zusammen mit diesem unendlichen Strömen, zusammen mit diesem unaufhörlichen Fallen der kleinen Tropfen ziehen die Erinnerungen. Wie jene Tropfen sind auch die jungen Kräfte, die jungen Hoffnungen zu Boden gefallen und im Schmutz des Alltags verschwunden. Alles ist für andere, für Kräftigere, für Glücklichere, verausgabt worden, als müßte es so sein.

Als müßte es so sein . . .

Und der Regen fällt . . . gebückte Schatten, sitzen die beiden Alten in der Dämmerung der Hütte, als bemühten sie sich, die ihnen von Gudsj aufgegebenen Frage zu lösen: Wird die Ziege zur Fuhre kommen?

Wer weiß, vielleicht wird sie doch kommen . . .

Den 12. Januar 1903

ZWEITER TEIL

Tiefer Schnee war gefallen, und Andrij schaufelte fröhlich einen Pfad von der Türschwelle bis zum Hoftor. Das war doch wenigstens eine Arbeit! Es tut dem Menschen ja nicht gut, ständig zu Hause zu sitzen, wo einen der Hunger hohl-äugig anstarrt und die Not in den feuchten Winkeln hockt. Bei ihm war Matthäi am letzten: er wäre froh gewesen, hätte er etwas verdienen können, aber er fand nirgends Arbeit. Er wußte nicht, wie er mit der Familie den Winter überstehen sollte. Malanka war ganz abgemagert, nur ihre Augen glühten und blickten stechend, ihr heftiges Husten erfüllte die Hütte, daß die Fensterscheiben klirrten. Immer wieder kam Malasja die Hochzeitsfeier in den Sinn. Wie sollte es auch anders sein? . . . Als der junge Herr Ljolja vom Nachbargut die Tochter ihres Gutsherrn heiratete, war die Alte wie von Sinnen! Womit sollte sie das junge Paar, wenn es von der Trauung gefahren kam, empfangen – mit Gerstenbrot? Sie hatte in der Familie gedient, der junge Herr war unter ihren Augen aufgewachsen . . . Sie lief im Dorf von Haus zu Haus, völlig durchnäßt, zitternd vor Kälte, bis sie schließlich von irgend jemand, vermutlich von der Frau des Schmieds, ein Weizenbrot erbettelt hatte. Der junge Herr Ljolja hatte ihr zwar zwei Zloty geschenkt, aber einen hatte sie schon der alten Marjana geben müssen, denn als sie die Stiche in der Brust bekam, hätte sie fast das Zeitliche gesegnet. Nun, und jetzt war alles fort . . . Huste, liebe Seele, und denke an die Güte des jungen Herrn!

Andrij richtete sich auf und stieß die Schaufel in den

Schnee. Er war erhitzt, Dampf stieg von ihm auf, wie aus einem Kamin, sein Bart war weiß bereift.

Das Dorf lag halb im Schnee begraben. Die niedrigen Hütten waren unter der blauen Himmelskuppel wie eingesunken, sie glichen Bauersfrauen im Kopfputz, die in der Kirche knien; hinter dem Dorf strich der Blick weich über schneebedeckte Felder bis zum Horizont, ohne einen Anhaltspunkt zu finden.

Andrij ergriff die Schaufel und nahm die unterbrochenen Gedanken wieder auf. Seine Meinung war, daß man seinem Schicksal nicht entgehen könne . . . Die Alte sagte zwar, sie habe es gewußt, doch er hatte gar nicht erst Hoffnungen darauf gesetzt. Wie konnte er auch? Der Sohn eines Hofbauern sollte ein armes Mädchen freien? Prokop sollte seine Brautwerber zu Gafijka schicken? Und doch waren seine Brautwerber kurz nach Weihnachten in ihre Hütte gekommen. Aber aus der Werbung war nichts geworden. Das Mädchen hatte sich widerspenstig gezeigt, war zu nichts zu bewegen. Ihm machte das zwar nichts aus, doch Malanka bereitete es großen Kummer. Nachts schlief sie kaum, und im Traum sah sie, wie ihre Tochter, mit dem Hofwirtssohn vereint, den Acker pflügte und im Gemüsegarten arbeitete . . . Haha! Da hast du's, Malasja! Das Mädchen will nicht. Ob sie noch immer den Marko im Sinn hat? Vielleicht sind seine Knochen schon vermodert, vielleicht ist er schon irgendwo in einem Gefängnis gestorben . . . Ja, das Mädchen war mal frisch wie ein rotbackiges Äpfelchen, und nun glich sie einer Nonne. War abgemagert, schwieg und zürnte dem Vater. Doch wieso traf ihn denn eine Schuld? Hatte er denn Guschtscha ins Gefängnis gebracht? Es stimmte doch, er war doch ein Aufrührer, man hatte wohl schon gewußt, wie mit ihm zu verfahren war . . .

So, da war er schon wieder müde. Ganz entkräftet hatte ihn der Winter, das kam von der mageren Kost. Im Sommer ging es noch irgendwie – da hatte man Rüben, Zwiebelchen, fing mal ein Fischchen . . .

Ja, der Prokop konnte nicht warten und freite eine andere . . . Was sollte er auch tun? . . . Malanka weinte vor Wut und Enttäuschung sogar.

„He, du, Fabrikant! Sieh mal an, wie der sich abmüht, damit sein Frauchen keine nassen Füße bekommt. Hol dich der T . . . Grüß dich!“

„Na so was! . . . Haben Sie mich aber erschreckt, Choma . . . Tag! . . . Wissen Sie, ich bin jetzt so schreckhaft, fürchte mich vor meinem eigenen Schatten . . .“

„Hast du denn überhaupt Courage? Bist ja ein richtiger Hasenfuß . . .“

Choma machte sich offensichtlich über ihn lustig. Tief in den Runzeln seines alten, bartlosen Gesichts lag bissige Wut.

Andrij war es schon gewöhnt. Er wußte, daß seit dem Tage, als der Herr Gudsj verjagt hatte, die Not diesen noch härter gepackt hatte; doch er sagte:

„Sie haben es gut, Choma – Sie sind allein, ich aber habe drei Münder zu versorgen.“

„Haha . . . Ich soll es gut haben? Ausgezeichnet geht es mir, ich wünsche manchem, daß er so leicht eingeht, wie ich lebe . . . Los, schmeiß eine Lage Bier, ich weiß eine Neuigkeit.“

„Bier? Ich hab schon vergessen, wie es schmeckt . . . Ist es was über die Fabrik? Sie haben schon oft genug davon erzählt, ohne daß . . .“

„Du glaubst es nicht? Der junge Herr Ljolja baut eine Brennerei . . .“

„Ist es möglich?“

„Was heißt möglich, eine Tatsache ist das! Aus der alten Zuckerfabrik wird eine Brennerei; der Ljolja baut sich auch noch ein eigenes Wohnhaus, soll er platzen!“

„Was Sie nicht sagen! Woher wissen Sie das?“

„Er glaubt es nicht, der Höllenbraten . . . Wirf die Schaufel weg, komm, gehen wir!“

„Wohin?“

„Frag nicht lange, komm!“

Andrij drehte die Schaufel in den Händen und blickte Gudsj ungläubig an. Schließlich stieß er die Schaufel in den Schnee und eilte durch das Hoftor auf die Straße.

„Warum hast du die Schaufel stehenlassen, sie wird noch geklaut werden, he, du . . .“, hörte er die Stimme Malankas, doch er drehte sich nicht einmal um.

Er stapfte hinter Choma her durch den Schnee. Choma setzte die Füße so entschlossen und wütend auf, wie er redete, und warf dabei den Schnee zur Seite wie ein Pferd. Andrij atmete laut, sein Blick eilte voraus, den Steinmauern entgegen, die, wie es ihm schien, schon von der lebendigen Tätigkeit der Arbeiter durchpulst waren und aus den Schornsteinen den Atem ausstießen.

„Dieses Mal führt mich Choma nicht an“, dachte Andrij, und das Herz schlug ihm bis zum Halse.

Sie gingen durch das menschenleere, schneeverwehte Dorf wie durch einen finsternen Wald, den man möglichst schnell durchquert, um das freie Feld zu sehen.

Als sich aber endlich vor ihnen auf dem Hügel die Ruine der Zuckerfabrik dunkel abzeichnete, da erblickte Andrij den Rauch sofort ganz deutlich, und er hörte den altgewohnten Lärm. Zwar verschwand der Rauch plötzlich, doch neben der Zuckerfabrik eilten geschäftig Leute hin und her, und man sah Fuhrwerke heranzufahren.

„Was läufst du so? Du wirst es schon noch sehen . . .“

Andrij machte nur eine unwillige Handbewegung. Was ging ihn jetzt Choma an! . . . Er sah schon eine Reihe mit Balken und Bohlen beladener Schlitten, sah mit roten Ziegeln gefüllte Tragkörbe, die mit Beeren gefüllten Gefäßen glichen, sah struppige, vom eigenen Dampf eingehüllte Pferde, gebeugte Rücken und hochgeschwungene Peitschen . . . Hü – hott! . . . Hü – hott! . . .

Auf dem Fabrikhof stand der Bauleiter und nahm inmitten der Rufe und des Lärms das Baumaterial ab.

Andrij lief von einem Schlitten zum andern, betastete das

Bauholz, beklopfte die Ziegel und blickte allen prüfend in die Augen, als frage er: ist es auch wirklich wahr?

Vor dem Bauleiter nahm er die Mütze ab und stand lange schweigend da.

Dann trat er an Choma heran und lächelte.

„Wird sie wirklich gebaut?“

„Freilich . . .“

„Eine Brennerei?“

„Ich hab's dir doch schon gesagt.“

Andrijs ausgeblichene grünliche Augen glänzten wie in der Sonne tauendes Eis. Sie liebkosten die schwarzen, verrosteten Mauern der Zuckerfabrik, die runden gelben Balken im weißen Schnee, blickten lächelnd auf die Ziegelstapel und auf den vom Frost weißbereiften Bart des Bauleiters. Jetzt geht es los, mein Lieber . . . Nun braucht niemand mehr zu verhungern, nein, jetzt nicht mehr . . . Wenn der Zahltag kommt, heißt es: hier, bitte, dein Geld! Jaja, Malasja, so ist das mit deinem „Fabrikanten“! . . .

„Also, Choma, wird die Fabrik wirklich aufgebaut? Sieh doch mal, sieh mal . . .“

Doch aus Chomas Augen zischten Andrij kleine grüne Schlangen an.

„Was freust du dich? Du glaubst, sie werden Schnaps brennen? Das Blut werden sie dir abzapfen und nicht Schnaps brennen. Dein Brot willst du haben, aber einen Buckel wirst du dir holen bei der Arbeit. Sieh nur zu! Der eine läßt sich einen Bauch wachsen bis an seine Nase, und dich quälen sie zu Tode. Zum Teufel mit allem . . .“

„Warten Sie ab, Choma!“

„Mögen sie verbrennen, möge ihre Asche zusammen mit dem Unrecht, das den Menschen getan wird, in alle Winde verwehen!“

„So warten Sie doch ab, Choma . . .“

„Worauf soll ich denn warten? Er denkt, das wird eine Brennerei. Ein Grab bereitet man dir, vier Bretter und eine Grube. Das ist alles.“

„Ach, wie Sie reden, Choma . . .“

Doch Gudsj war nicht mehr aufzuhalten, er donnerte los wie eine zu Tal gehende Lawine.

„Ich möchte all das – krrach, krrach! – kurz und klein schlagen, alles zum Teufel jagen, dem Erdboden gleichmachen, daß in alle Ewigkeit jede Erinnerung daran verschwindet!“

Choma fuchtelte mit den Armen und stampfte mit dem Fuß auf. Jede Runzel in seinem bartlosen Gesicht zuckte, und man sah, wie sich unter seinem alten Bauernrock sein Körper wie eine Sprungfeder krampfhaft zusammenzog.

Andrij blickte angsterfüllt auf Gudsj. Er konnte kein Wort hervorbringen.

Was war eigentlich mit Choma? Was redete er? Man muß doch von irgend etwas leben . . . Haben es die etwa besser, die auf einem winzigen Stück Land herumwühlen und manchmal nicht einmal das Saatgut zusammenkratzen können? Oder die, die ihre Kraft in den Äckern der Guts-herren vergraben und, wenn Krankheit und Alter kommen, hilflose Krüppel sind und wie Hunde am Zaun verrecken müssen? Was redete er denn, um Gottes willen! . . .

Doch Choma beruhigte sich allmählich. Die Wut und die Verwünschungen gingen plötzlich in ein heiser krächzendes Lachen über.

„Hahaha! Nun, spendierst du ein Bier? Du mußt den Handel begießen. Also los, zu Mendel!“

Andrij lächelte verlegen. Warum sollte er nicht ein Bier spendieren? Wie gern hätte er auf dieses freudige Ereignis hin selbst eins getrunken, aber . . .

„Glauben Sie mir, Choma . . .“

„Na, na . . . die Taschen sind wohl leer, was? Hol dich der Teufel . . . ein schöner ‚Fabrikant‘. Na, dann werde ich gehen . . .“

Andrij blickte Choma nach, doch bevor dessen gebeugte Gestalt verschwunden war, war bereits das Zischen der grünen Schlänglein verstummt und die ätzenden Worte

waren erloschen – ein einziger Gedanke nur klang in Andrijs Brust: die Brennerei!

Er wollte dieses Wort noch einmal hören. Er stand vor dem Bauleiter und knüllte seine Mütze in den Händen.

„Wird das hier eine Brennerei?“

„Ja, das wird eine Brennerei.“

So. Nun wußte er, daß es stimmte. Sein Stolz und seine Selbstachtung waren so groß, als hätte nicht der junge Herr Ljolja, sondern er selbst es unternommen, die toten Mauern der Zuckerfabrik zu neuem Leben zu erwecken und die Räder, die Treibriemen, die Maschinen und die Arbeitskräfte wieder in Schwung zu bringen.

Das Dorf, der Ackerbau, der Boden . . .

Wie armselig waren doch alle, wie unglücklich . . .

Maulwürfe! Verkrochen sich den Winter über in den weißen Höhlen, und wenn der Frühling kam, begannen sie von neuem, die Mutter Erde zu peinigen, ihre Brust zu zerfleischen. So ernähre uns doch, o Erde! Doch die Erde, die abgezehrte, kraftlose, in Fetzen gerissene Erde stöhnt. Und anstatt Nahrung zu geben, tränkt sie die Menschen mit ihrem Blut. Kein Brot bringt sie hervor, sondern Kornraden, Kletten und Unkraut jeglicher Art. Davon sollst du dich nähren . . .

Doch unterdessen wächst die Zahl der Hungernden, sie krümmen sich in Qualen wie eine in Stücke gehauene Schlange. Zu viele gibt es euresgleichen. Wenn doch der barmherzige Herrgott eure Zahl durch einen Krieg oder eine Seuche vermindern wollte. Vielleicht würde dann das Leben auf der Welt leichter werden . . .

Doch was geht es ihn an? Er besitzt ja kein Land! Die Brennerei wird ihm Nahrung geben . . . Choma redet Unsinn.

Und du, Malasja, hast ohne Grund über mich gelacht. Andrij Wolyk hat gesagt, daß eine Brennerei aufgebaut wird – und sie wird aufgebaut.

Gafijka trat in die Hütte und preßte ihre frierenden Hände an den Ofen.

„Ach, ich habe vergessen, daß der Ofen kalt ist“, sagte sie und lächelte schuldbewußt.

Malanka blickte sie aus geröteten Augen an.

„Mit wem hast du im Vorraum gesprochen?“

„Prokop war da.“

„Prokop?“

Seit Prokop eine andere geheiratet hatte, konnte Malanka seinen Namen nicht mehr hören.

„Was wollte er?“

„Er wollte zu mir.“

„Zu dir? Warum?“

„Er hat mir Bücher gebracht.“

„Soll er sie seiner Frau bringen, aber nicht dir . . .“

Sie wollte ihre Tochter durch einen Blick niederzwingen, doch es gelang ihr nicht. Tränen der Qual überfluteten ihre Augen, so daß sie diese mit den Händen verdecken mußte.

Malankas Augen schwammen jetzt oft in Tränen. Im Laufe des Herbstes und des Winters hatte sie so viel geweint, daß sie sich daran schon gewöhnt hatte. Kälte, Feuchte und Unwetter herrschten nicht nur in der Natur, sondern auch in ihrem Herzen. Die Hoffnungen waren verflogen, waren spurlos zerflattert, und nun war es kahl dort im Walde. Im Herzen lag Schnee und heulten die Wölfe. Der Herrgott wollte seine Gerechtigkeit nicht walten lassen: das Land der Gutsbesitzer war nach wie vor Herrenland. Umsonst hatte Malanka Sämereien gesammelt, umsonst hatte sie Hoffnungen gehegt. Die kleinen, mit Samenkörnern gefüllten Bündel hatten so lange unter den Heiligenbildern in der Hütte gehangen, daß sie allen lästig geworden waren. Schließlich nahm Malanka sie ab und trug sie in die Rumpelkammer. Lange genug hatte sie sich selbst betrogen. „Warum nimmst du sie denn ab? Wenn der Frühling kommt, kannst du die Felder damit besäen.“ Mit diesen Worten traf Andrij sie mitten ins Herz.

Malanka preßte ihre trocknen Lippen bei der bloßen Erinnerung daran schmerzlich aufeinander.

Sie waren ihrer drei – doch allen war das gleiche Schicksal bestimmt. Kälte, Hunger und Hoffnungslosigkeit. Tage lang saßen sie in der ungeheizten Hütte und bereiteten sich kein Essen. Sie blickten einander haßerfüllt an und fielen mit bissigen Worten übereinander her. Wie wilde Tiere. Um nicht zu erfrieren, fällte Andrij insgeheim des Nachts ein paar an der Landstraße stehende Weiden oder deckte die Dächer der benachbarten leeren Gebäude ab. Wenn ihn sein Gewissen nicht geplagt hätte, hätte er gestohlen. Dann bekam Malanka Stiche in der Brust, und es stellte sich ein quälender Husten ein, der ihr ganzes Inneres nach außen zu kehren schien und alle am Schlafen hinderte. Leer und traurig war es ringsum. Gafijka ging wie eine Nonne umher. Sie schwieg, kein Wort sagte sie. Malanka kannte schon den Grund . . .

„Sieh mal an, Bücher bringt er dir . . . Wenn du ihn genommen hättest, könntet ihr zusammen lesen.“

„Lassen Sie das, Mutter!“

„Auf wen wartest du denn? Auf den Guschtscha? Es ist ein Kreuz! Der Vater verdient nur wenig, ich bin krank, die Arbeit hat mich ausgedörrt – was nützt das alles? Und Prokop . . .“

Ach, wie langweilig und lästig ist es, immer das gleiche hören zu müssen!

„Grämen Sie sich nicht, Mutter. Ich werde mich als Landarbeiterin verdingen.“

Malanka biß sich auf die Lippen.

„Ich gehe entweder aufs Gut oder zu Pidpara. Er soll eine Dienstmagd suchen.“

Malanka riß erschreckt die Augen auf. Etwas tauchte für Sekunden vor ihrem Blick auf, etwas Vergangenes, halb Vergessenes.

Sie hob die Hände, als wollte sie etwas verjagen.

„So schweig doch!“

„Bei Gott, ich geh . . .“

Da wurde Malanka plötzlich von einer weichen Stimmung erfaßt. Warum trauern, alles würde sich wieder zum Guten wenden. Sie würden den Winter überstehen, der Frühling war nicht mehr fern, Andrij würde bestimmt Arbeit beim Gutsherrn finden, die Leute würden ihre Gemüsegärten umgraben lassen, man würde wieder einen Verdienst haben.

Malankas Stimme wurde wärmer, als hätte die vor der Hütte untergehende Sonne sie erwärmt. Der golden schimmernde Horizont verwandelte das Fenster in einen Altar, auf dem Ofen lag ein roter Schein, als brenne ein Feuer darin, ihre Worte flossen sanft wie die letzten Sonnenstrahlen und erloschen langsam in den Abendschatten. Sie drangen nur bisweilen an Gafijkas Ohr. Diese freundliche Stimme erweckte in ihr Erinnerungen und ließ träumerische Gedanken aufkommen.

„Wenn ich wüßte, wohin, würde ich zu Fuß zu ihm gehen. Damit er nicht denkt, ich hätte mich von ihm abgewandt. Ich würde zu ihm sagen: Ich habe deine Lehren nicht vergessen, Marko; du hast ein Wort gesät, und viele sind aus der Saat hervorgegangen . . . Man hat dich hinter Gitter gesperrt, aber dein Wort geht um die Welt . . .“

„. . . Dann kommt die Ernte, wir werden in der Ernte arbeiten, unser Brot verdienen, und im Herbst . . .“

„Wer getreu liebt, möchte die Worte des Liebsten in der ganzen Welt aussäen. Man verhöhnt dich, doch habe ich denn wenig Qualen gelitten? Sieh nur, wie ich ausschaue. Tag für Tag trauere ich um dich, Tag für Tag fliegen meine Gedanken zu dir . . .“

„. . . Vielleicht freit noch jemand um dich . . . Das Glück, das Gott dir zugesprochen hat, steht noch vor der Tür . . .“

„Ich warte auf dich, ich erwarte dich stets. Wenn ich nicht dein sein kann – ein anderer soll mich nicht haben. Nur einen Trost habe ich: ich kann mit dir reden, wenn du mich auch nicht hörst . . .“

Das Licht im Fenster verlosch allmählich, die Erde nahm die Sonne in sich auf und begab sich zur Ruhe. Blaue Schatten eröffneten ihre Tiefe und empfingen, wie ein weiches Lager, Gafijkas Gedanken und Malankas Hoffnungen . . .

Malanka wollte es nicht glauben. Gewiß hatte Gudsj ihn wieder zum besten gehalten. Andrij ärgerte sich so, daß sich sogar sein Gesichtsausdruck veränderte. Gudsj, Gudsj . . . Er hatte es doch mit eigenen Augen gesehen. Nicht nur Choma, nein, auch der Bauleiter hatte es ihm gesagt. Sein Schnurrbart trat noch weißer auf dem roten Gesicht hervor, und seine Augen waren weit aufgerissen. Malanka zuckte die Achseln, warf sich jedoch ihren kurzen Bauernpelz über und lief zum Gut. Jetzt war es an der Zeit, daß sie sich selbst um die Angelegenheit kümmerte. Der junge Herr Ljolja mußte Andrij anstellen, sie hatte ja in seiner Familie gedient, hatte für die Seinen gearbeitet. Malanka hustete lange in der Küche, bis der junge Herr schließlich herauskam. Nun, der junge Herr war so, wie junge Herren eben sind, er scherzte ein wenig mit der Alten, nahm jedoch Andrij in seine Dienste – als Gehilfen des Bauleiters.

Das war eine große Freude. Jetzt brannte täglich ein lustiges Feuer im Ofen, es duftete appetitlich nach Borschtsch oder Mehlklößen, und wenn Andrij, erfrischt von Wind und Frost, wonach alle seine Kleider rochen, in der Abenddämmerung heimkam, versuchte Malanka es ihm in jeder Hinsicht recht zu machen, und in all ihren Bewegungen kam die gemessene Würde der Hausfrau zum Ausdruck. Des Abends setzte sich Andrij an den Ofen und holte seine Pfeife hervor. Die rote Glut blinzelte ihm aus ihrem bläulich schimmernden Auge zu, zwinkerte, versprühte Sternchen und hüllte sich schließlich zur Nacht in einen grauen Aschepelz. Gafijka klapperte mit den Löffeln, plätscherte im warmen Waschwasser, und Malanka lauschte, die Arme auf der Brust verschränkt, aufmerksam Andrijs Bericht: wieviel

Ziegel angefahren worden waren und welches Bauholz man aus welchem Grunde zurückgewiesen hatte, daß der Bauleiter nichts verstünde und daß, wenn er, Andrij, nicht auf dem Bau wäre, die Sache nicht voranginge.

Als das Frühjahr kam und die Bautätigkeit ernstlich in Angriff genommen wurde, wurden die Gespräche noch vielfältiger und länger. Andrij lebte wie im Fieber. Ihm schien es, als ginge alles viel zu langsam voran und als nähmen die Bauarbeiten kein Ende. Es war seine Brennerie, er baute sie auf, und selbst Malanka wurde von seiner Stimmung angesteckt und kam häufig gelaufen, um zu sehen, welche Fortschritte der Bau machte. Sie vergaß sogar ihre Träume vom eigenen Boden und teilte willig Andrijs Interessen.

Eines Tages endlich, kurz nach Pfingsten, stiegen aus dem hohen Fabrikschornstein dichte Rauchwolken auf, und in der ehemaligen Ruine der Zuckerfabrik ertönte, deutlich im Dorf vernehmbar, eine Sirene.

Andrij sprang erregt auf. Er beugte sich vor, reckte den Hals und lauschte voller Andacht diesem Ruf der „Mmaschine“, als fürchte er, ihm könne ein Ton entgehen.

Dann drehte er sich freudestrahlend zu seiner Frau um; auf seiner Stirn standen plötzlich Schweißtropfen.

„Hörst du, Malanka?“

Malanka hörte es.

„Das ist nicht Land, das irgendwann einmal aufgeteilt werden soll . . . Das ist kein Scherz, meine Teure, sondern eine Fabrik . . .“

Malanka seufzte. Sie blickte nur auf ihre dunklen, hageren Hände, die nach anderer Arbeit verlangten, und fühlte, wie ihre Träume auf den tiefsten Grund ihres Herzens fielen.

Am gleichen Abend ging Andrij zur Nachtschicht.

Obwohl seit der Hochzeit Prokops, nach Weihnachten, nur kurze Zeit verstrichen war, kam es Gafijka doch so vor, als sei er noch größer geworden und sogar gealtert. Er

stand vor ihr und sprach, und sie betrachtete seine breiten Schultern und sein ruhiges Gesicht, auf dem, ohne daß man es recht bemerkt hatte, ein Bart gewachsen war und die Gesetztheit des verheirateten Mannes ihren Ausdruck gefunden hatte. Ihr schien, daß seine grauen, etwas kalten Augen, nicht so sehr sie ansahen als vielmehr irgendwo in sein eigenes Inneres blickten, und infolgedessen war alles, was er sagte, fest und gewichtig wie gutes Korn. Auch sie hatte davon gehört, daß die reichen Bauern ihm nicht wohlgesinnt waren.

„Am wütendsten ist Pidpara auf mich. Sonntag schrie er in der Gemeindeversammlung: ‚Solche wie Kandsjuba müßte man nach Sibirien schicken. Abonniert Zeitungen und liest den Habenichtsen aus Büchern vor: er wiegelt das Volk auf. Er verteilt Flugblätter.‘ Doch begegnet er mir zufällig, fragt er sofort: ‚Was gibt’s Neues? Was schreibt man über den Krieg?‘ Auch meine Mutter macht mir Vorwürfe: ‚Du brennst zuviel Licht, es ist teuer.‘“

„Und was sagt Marija?“

Prokop blickte sie prüfend an. Gafijka stand vor ihm, kräftig, sonnengebräunt; mit dem zarten Flaum auf ihren Armen und Beinen glich sie einer goldenen Biene. Sie senkte den Blick und schien angestrengt damit beschäftigt, mit zwei Zehen ein Hälmdchen zu ergreifen.

„Marija? Sie ist wie junge Frauen eben so sind . . . sie will weiter nichts als unter Menschen sein, zuhören, was andere erzählen, und auch ihre Meinung sagen. Es ist nicht so gekommen, wie ich es mir ausgemalt hatte. Ich hätte einen Kameraden gebraucht, aber du hast ja nicht gewollt.“

Es gelang ihr nicht, den Halm zu ergreifen, immer wieder entglitt er ihr.

„Laß sein, Prokop, genug!“

„Ich habe ja nichts gesagt. Brauchst das Leid nicht zu rufen, es kommt von selbst. Denkst du immer noch an Guschtscha?“

Gafijka blickte Prokop an.

„Diese Nacht habe ich von Marko geträumt.“

„Ach so! Hätte es fast vergessen: ich habe heute morgen Onkel Panas getroffen. ‚Ich komme mal zu euch‘, sagte er, ‚um zu hören, welchen Rat einem kluge Menschen geben...‘“

„Mir träumte, ich wäre gerade mit dem Verteilen der Flugblätter fertig, hätte gerade das letzte hervorgeholt und will es in Petros Scheune stecken, da packt mich plötzlich jemand an der Hand. Ich war wie zu Eis erstarrt. Da sehe ich – es ist Marko. Böse war er: ‚Ich sitze für euch im Gefängnis‘, sagt er, ‚und du säst so meine Worte unter die Menschen? Zeig mal deine Hände.‘ Und ich schäme mich furchtbar, weil meine Hände leer sind, ich wage nicht aufzublicken, wage es auch nicht, ihm meine Hände zu zeigen. Ich möchte prahlen mit dem, was ich getan habe – doch die Stimme versagt mir... Hörst du, Prokop, wann gibst du mir neue? Ich habe keine mehr.“

„Ich habe selbst keine. Wenn ich diese Woche in die Stadt gehe, hole ich wieder welche. Komm doch mal bei mir vorbei.“

Prokop umfing Gafijka mit seinen Blicken. Biagsam, kräftig, sauber, leuchtete sie in der Sonne wie ein gutbestellter Acker, wie eine volle Ähre, und ihre Augen waren tief und dunkel wie ein Brunnen.

Diese Augen hatten ihn bezaubert. Prokop seufzte.

Doch ob er seufzte oder nicht – es änderte sich nichts.

Er wollte sich wenigstens durch ein Wort das Herz erleichtern, ähnlich einer Wolke, die ihre Last ausströmen muß, und sagte, sein persönliches Unglück sei nicht wichtig. Das Unglück in der Welt ist groß. Er hatte es zur Genüge kennengelernt. Sowohl daheim als auch anderswo. Überall waren die Armen unten und die Reichen oben. Im Tal – Tränen, auf den Höhen – Spott und Hohn. Die Menschen im Staube, wie der Wegerich am Straßenrand, zertreten vom Mächtigen, Reichen. Und niemand ruft: „Erhebe dich, Volk, strecke die Hand aus nach deiner Gerechtigkeit! Wenn

du sie dir nicht selbst nimmst – gegeben wird sie dir nicht!“ Der, auf den man einst hören wird, ist anscheinend noch nicht geboren. Man müßte schon über eine starke Stimme verfügen, doch was vermögen wir? Wo ist sie denn, unsere Stimme? Nur flüsternd kann man sagen: „Steh auf, Iwan, wasch dir dein Gesicht! Erhebe dich, Pjotr, unser werden immer mehr!“ Wenn es nur gelänge, einige wachzurütteln, dann würden diese es bei anderen tun. Unrecht und Lüge haben sich in jedes Herz eingefressen – berührst du die Wunde, beginnt sie zu eitern.

Es tönte etwas Stilles, Ergebenes in diesen Klagen, als rausche ein Fluß traurig über Kieselsteine.

Nein, Marko war anders. Er würde wie ein reißender Strom die Steine herauswühlen, ein neues Flußbett schaffen, die Bäume mit der Wurzel herausreißen. Auf ihn würden alle hören.

Jetzt begannen für Malanka bessere Zeiten. Andrij hatte Arbeit, und wenn er auch nicht seinen ganzen Verdienst nach Hause brachte, so litten sie doch keinen Hunger mehr. Sie sah Andrij übrigens nur selten: er hatte Nachtschicht, und tagsüber schlief er oder trieb sich irgendwo mit Choma herum. Malanka und Gafijka gingen auch arbeiten und verbrachten die Tage auf fremden Feldern. Doch Malanka fand keine Ruhe. Die Gerüchte von einer Landaufteilung wurden bei Anbruch des Frühlings wieder laut, als wären sie mit der Wintersaat aufgegangen und gewachsen. Was hatte es schon geholfen, daß sie, nachdem sie die Bündel mit den Sämereien fortgeschafft hatte, ihre alten Hoffnungen begraben hatte; jetzt stahlen sie sich erneut in ihr Herz. Von Mund zu Mund, von Hütte zu Hütte, von Dorf zu Dorf ging die frohe Mär: das Land wird aufgeteilt. Wer das Gerücht aufgebracht, wer es als letzter weitergetragen hatte – danach fragte niemand. Die Gerüchte zogen von selbst dahin, wie die Wolken, sie flogen wie Pollen blühender Getreidefelder durch die Luft.

„Habt ihr gehört? Das Land wird aufgeteilt.“

„Jeder soll ein Stück Land bekommen. Die Not wird ein Ende haben.“

„Das Land gehört schon uns. Bald beginnen sie mit dem Aufteilen.“

„Sogar die Gutsherren sagen: Wir geben unser Land den Bauern.“

„Die Gutsherren? Glaubt es nicht!“

„Warum denn nicht?“

„Das ist doch klar, sie fürchten sich.“

Malankas Augen glänzten.

Die Erde ruft sie.

Die Ähre singt Malanka ein Lied, die Wiese lacht sie an mit ihrem morgendlichen Tau, mit dem Klingen der Sense, die Gemüsegärten rufen sie mit ihrem blauen saftigen Kraut, die fette Erde atmet ihr warm entgegen wie einst die Mutterbrust.

Und auf ihren Ruf antwortet Malankas Herz, antworten ihre hageren, dunklen Hände, die der Erde all ihre Kraft hingegeben und dafür von ihr Kraft erhalten haben.

Zuweilen hielt sie mitten in der Arbeit inne und betrachtete die Erde. Vor ihren Blicken dehnten sich die Felder in der Talebene, sie bedeckten die Hänge – üppig, frisch, reich, doch alle gehörten sie anderen. Soweit das Auge reichte, breiteten sie sich endlos, nach allen Seiten, aus. Aber alle waren fremdes Eigentum. Und gehörten nicht einmal den Bauern, sondern dem Gutsherrn. Wozu brauchte er das alles? Was fing er an mit dem vielen Land?

Ihr Herz krampfte sich zusammen, wenn sie über die Felder schaute, doch das Ackerland raunte leise und tröstete sie:

„Gräm dich nicht... es wird aufgeteilt, wird aufgeteilt...“

Die Gedanken an den Boden ließen Malanka des Nachts aufwachen. Sie fuhr, wie in Schweiß gebadet, erregt aus dem Schlaf auf. Plötzlich hielt sie es für unmöglich. Der

Reiche würde dem Bauern sein Gut nie abtreten, niemals würde das geschehen. Der Reiche hatte Geld, hatte Macht, doch was nannte der Bauer sein eigen? Vier Gliedmaßen – Arme und Beine, Hände und Füße. Nein, nichts würde daraus werden; alles würde bleiben, wie es war. Bis zu seinem Tode würde der Arme auf fremdem Boden seine Kraft verausgaben, bis zu ihrem Ende würde Malanka kein besseres Los zuteil werden, und Gafijkas Schönheit und Jugend würden von der harten Arbeit verwelken, die Arbeit für Fremde würde Gafijka ausdörren und verzehren wie ihre Mutter. Nur jene Erde würde ihr gehören, die man ihr mit der Grabschaufel auf die Brust werfen würde.

Die Felder wogen im Sonnenlicht – das ist Gottes Lager; blau blüht der Flachs – es sieht aus, als spiegele sich der Himmel in einem See; auf dem Heuschlag steht ein Leiterwagen. Gafijka nährt ein Kind, ein zweites steht neben ihr, neben Malanka. „Großmutter!“ ruft es, und alles ringsum – das üppige Feld, der Wagen, das Pferd, die Familie –, all das ist ihr eigen, gehört ihr ganz, kann nicht aus ihrem Herzen gerissen werden. ‚Warum habe ich denn heute die roten Stiefelchen angezogen, als sei Feiertag . . . sieh nur, sie leuchten im Feld wie Mohn . . .‘

Am Morgen fragte Malanka jeden, den sie traf:

„Wissen Sie, ob das Land aufgeteilt werden wird?“

Sogar die Frau vom Schmied hielt sie auf der Straße an:

„Haben Sie gehört, meine Liebe, ob man uns bald Land geben wird?“

„Aber gewiß doch, Malasja, ich habe es gehört . . . Gewiß doch . . . Die Leute reden ja von nichts anderem, es ist ihr einziger Gedanke, sie leben ja nur dafür. Der Meine hatte noch im Winter beim Gutsherrn eine Deßjatine Land gekauft, hat ihm eine Anzahlung dafür gegeben, aber mehr will er ihm nicht zahlen. ‚Warum soll ich das Geld zum Fenster hinauswerfen‘, sagt er, ‚wenn das Land sowieso mein wird. Mag die Anzahlung verfallen! Das fehlte gerade noch! Für sein eigenes Gut auch noch zahlen! Nicht

eine Kopeke gebe ich ihm.' Ich fordere also von dem Meinen, daß er das Geld wieder zurückholt, doch er will es nicht. ‚Was hin ist‘, sagt er, ‚ist hin.‘ Das Land wird aufgeteilt, gewiß doch! Sie werden ein größeres Stück bekommen, weil Sie ja kein Land haben. Wenn man das Land nur gerecht verteilt, damit die Leute sich nicht zanken . . .“

„Ach, möge der Herrgott es wahr machen . . . Jaja, die Leute, das weiß man ja, fallen wie die Hunde übereinander her. Ich danke Ihnen, mein Herz, für Ihre guten Worte. Möge der Herrgott Ihnen auf allen Ihren Wegen beistehen! . . .“

Malankas Herz schmolz wie Wachs . . . Es kam ihr sogar sonderbar vor, daß sie sich mit der Frau des Schmieds so häufig gezankt hatte.

Marija schlug die Hände zusammen.

„Seht doch mal, sogar Onkel Panas ist gekommen, um zuzuhören!“

„Ist es etwa verboten? Wird denn hier Schlechtes geredet?“

Die gedrungene, knorrige Gestalt blieb auf der Schwelle stehen, stieß den langen, ungeschälten Stock vor der Schwelle auf den Fußboden und kniff, sich auf den Stock stützend, die Augen zusammen. Es war, als habe eine Weide ihre Wurzeln aus der Erde gezogen und sei zu den Menschen gehumpelt – eine kraftvolle, vom Unwetter gezauste Weide, der der Geruch der Erde, auf der sie gewachsen war, anhaftete. Die alte Kandsjubicha rief ihrem Bruder zu:

„So komm doch herein in die Stube!“

Alle wandten sich Panas zu, der Fremde aber schwieg plötzlich, legte die Hände auf den Tisch und blinzelte.

Panas schaute noch immer aufmerksam in die Hütte.

„Das Licht brennt bei euch, scheint's, zu dunkel, ich kann gar nicht gleich ausmachen, wer alles hier ist.“

Doch er hatte bereits alle erkannt. Neben Gafijka saß

Olexa Besik, den man im Dorf den „Unglücksraben“ nannte. Er hatte so viele Kinder, wie Samenkörner in einer Mohnkapsel sind, und nicht das kleinste Stückchen Land. In der Ecke lehnte sich der lange Semjon Mashuga an die Wand; mit seiner eingefallenen Brust und seinen langen Armen glich er einem Klappmesser. Er lebte nur davon, daß er mit einem Wägelchen und einem lahmen Pferd davor Juden zum Bahnhof fuhr. Ferner waren da Iwan Korotkij und Iwan Redjka, Olexandr Dejneka und Sawwa Gurttschin – alles landlose Bauern oder solche, deren Land nicht ausreichte, um die Familie zu ernähren.

Dann setzte Panas seine riesigen Schaftstiefel, in denen zweifellos die Fußlappen mehr Raum einnahmen als seine Füße, über die Schwelle und nahm neben Marija Platz.

„Wer ist denn der Schwarzhaarige da am Tisch?“

„Er kommt aus Jamischtsche“, erklärte Marija und schaute den Fremden interessiert an.

„Erzählen Sie weiter“, bat sie.

Dieser hörte auf zu blinzeln. Und alle wendeten sich ihm zu.

„Nun, wir versammelten uns also, auch der Dorfälteste war da, so und so, sagten wir, setzen Sie eine Entschließung auf: ‚Wir, die Bauern von Jamischtsche, sind übereingekommen, daß keiner von uns für den alten Lohn beim Gutsherrn arbeiten wird. Der Landarbeiter ohne Pferd bekommt einen Rubel, der mit Gespann zwei Rubel Tagelohn. Der Arbeitstag soll um ein Viertel gekürzt werden . . . ‘“

„Oho!“

„Still! Laß ihn ausreden . . .“

„Für Erntearbeit jede sechste und nicht jede zehnte Garbe, für Druscharbeit jedes achte und nicht jedes dreizehnte Maß . . .“

„Sehr gut!“ riefen einige Anwesende in den Ecken und nickten zustimmend, der langarmige Mashuga aber klappte zum Zeichen völligen Einverständnisses seine Glieder wie ein Taschenmesser auseinander und wieder zusammen.

„Und wenn der Gutsherr sich nicht drauf einläßt, was dann?“

Die alte Kandsjubicha drängte sich durch die Menge und schraubte vorsorglich den Lampendocht niedriger.

Ja, wirklich, was wird, wenn der Gutsherr nicht darauf eingeht?

Der Mann aus Jamischtsche schwieg eine Weile, blickte in die Runde und sagte kurz:

„Wenn er sich nicht drauf einläßt, wird gestreikt.“

Marija schlug die Hände zusammen.

„Streik! Barmherziger Gott!“

Panas Kandsjuba schwankte plötzlich wie eine Weide im Wind.

„Streik? Wie denn?“

„Sehr einfach! Der Gutsherr fordert uns auf zu mähen. Gut! Das macht einen Rubel Tagelohn. Wenn du nicht willst, mäh selbst! Niemand von uns geht zur Arbeit. Kommt die Erntezeit, zahl uns den geforderten Lohn; wenn du nicht willst, zieh die Bundschuhe an und los mit der Sichel aufs Feld.“

„Hahaha! Das ist gut!“

Das Gelächter pflanzte sich von einer Ecke der Hütte zur anderen fort. Die Reihen wogten vor Lachen auf und ab; wie von der Sichel gemähtes Gras sanken sie vor Lachen vornüber. Der Gutsherr in Bundschuhe! Hahaha!

Der Unglücksrabe geriet direkt in Schweiß, als er sich den Gutsherrn in Bundschuhe vorstellte: seine feuchte Glatze blinkte im Schein der Lampe. Der Gutsherr in Bundschuhe! . . .

Panas sah im Geist immerzu die komische Gestalt des dicken Gutsherrn in Bundschuhe ungeschickt und hilflos mutterseelenallein auf dem Felde stehen. Und sein Herz erfüllte keine unbeschwerte Fröhlichkeit, sondern ein lang gehegter Bauernhaß, der nun endlich seinen Ausdruck gefunden hatte.

Dem Gutsherrn Bundschuhe anziehen!

In diesen Worten lag ein ganzes Bild beschlossen, ein großartiger Plan, menschliche wie himmlische Gerechtigkeit.

Dem Gutsherrn Bundschuhe anziehen! . . .

Doch wie das bewerkstelligen?

Ja, wie das bewerkstelligen? Der Gutsherr ist kein Dummkopf. Wenn seine Leute nicht arbeiten wollen, wird er fremde herbeirufen. Der Gutsherr wird immer die Oberhand behalten.

Beim bloßen Gedanken, Fremde könnten das Vorhaben stören, dem Gemeindebeschluß entgegenwirken, begannen seine Augen zu glühen.

Alle redeten auf einmal.

Mashuga hob seinen Arm, riesig wie eine Wagendeichsel.

„Fremde werden nicht geduldet! Auseinanderjagen! Mit Pfählen!“

Hoho! So einer würde niemand heranlassen.

Marija schlug die Hände zusammen.

„Klar! Wenn sie nicht hören wollen, werden sie verdroschen!“

Man wußte ja nicht mehr weiter – man würde sowieso zugrunde gehen. Und wenn es ins Grab ging – schlechter konnte es da auch nicht sein. Das Volk hungerte, doch niemand kümmerte sich um die Hungernden, niemand gab ihnen zu essen. Nein, niemand! Wenn du etwas zu dir nehmen willst, sauf Wasser! . . . Der eine lebt im Überfluß, der andere . . . Die Not ist früher auf die Welt gekommen als der Überfluß.

Dem Gutsherrn Bundschuhe anziehen . . .

Doch allmählich wurde Panas' Phantasie welk, als hätte ein Wurm sie benagt. Wie sollte es auch anders sein! War es etwa leicht, gegen den Gutsherrn vorzugehen!

Der Gutsherr wollte nicht mehr die Bundschuhe anziehen, wollte nicht mehr selbst die Erntearbeit verrichten. Er war wieder der starke und schlaue Feind, gegen den es schwerfiel zu kämpfen, der alle besiegen würde. Es war besser,

sich möglichst fernzuhalten vom Gutsherrn und vom Unglück. Hatte nicht der Kreisgendarm ihm, Panas, einmal einen Zahn ausgeschlagen?

Doch niemand hörte auf Panas.

Da stieß er mit dem Stock auf den Fußboden.

Was er habe, wollte man wissen.

Nein, den Gutsherrn könne man nicht schrecken. Er habe die Macht. Er würde das ganze Dorf zusammentreiben und die glatten Hinterteile mit Mustern verzierern. Jetzt tobten sie, aber was würde dann sein? In der Meute sei auch ein zahnloser Hund böse. Sie wollten mit bloßen Händen einen Igel töten. Das würden sie nicht fertigbringen, er würde sie stechen.

Die alte Hausfrau schraubte den Docht noch tiefer. Man konnte nie wissen, was noch kam, Petroleum war teuer.

Iwan Korotkij wollte wissen, ob alle Bauern das Papier unterschrieben hätten.

Der Mann aus Jamischtsche konnte infolge des Stimmengewirrs nicht zu Worte kommen.

„Ruhe, Ruhe, laßt ihn doch reden! . . .“

Natürlich hatten nicht alle unterschrieben. Die reichen Bauern hatten es abgelehnt.

Was verlangt ihr von denen! Gutsherr und reicher Bauer sind ein und derselbe Teufel!

Dennoch hatten sich ihnen die Dörfer Peski, Berjosa und Wesjolyj Bor angeschlossen.

„Seht ihr! Hört doch mal, hört doch, wie viele sich angeschlossen haben . . . Jetzt sind wir an der Reihe. Stehen wir für sie ein, werden sie es auch für uns tun.“

„Unterschreiben! Unterschreiben!“

Es war stickig in der Hütte. Rauch hing in der Hütte wie eine niedrige Wolke, und blaue Schwaden zogen, vermengt mit Lärm, zu den offenen Fenstern.

Zwang einen denn jemand, beim Gutsherrn zu arbeiten? Wenn man nicht wollte, ging man eben nicht! Sollte er es merken: nicht im Reichtum lag seine Macht, sondern in

den dunklen Arbeitshänden. Alle sollten sich anschließen, alle!

Panas Kandsjuba widersetzte sich dem Willen der Gemeinde.

Er war nicht einverstanden; das sei Aufruhr, meinte er.

„Pah! Wieso Aufruhr?“

„Jawohl, Aufruhr! Das wird uns teuer zu stehen kommen. Besser, man wartet auf eine Landzuteilung.“

„Warte, bis du schwarz wirst!“

„Es dauert nicht mehr lange, und das Land wird aufgeteilt werden.“

Marija schlug die Hände zusammen.

Hatte sie es nicht gesagt!

Man bedrängte Panas von allen Seiten.

„Wer soll denn das Land aufteilen? Vielleicht die Gutbesitzer?“

Doch Panas bestand unnachgiebig auf seiner Meinung. Hart und grau wie ein Erdhaufen, in großen, schweren Schafstiefeln, wußte er nur das eine zu antworten:

„Das Land wird aufgeteilt werden.“

„Na schön, soll es, aber unterdessen . . .“

„Das wäre Aufruhr!“

Die Pferde auf die Weide des Gutsherrn jagen, heimlich einen Baumstamm aus seinem Walde holen, Reusen im Teich des Gutsherrn auslegen – das war etwas anderes, aber sich mit der gesamten Gemeinde gegen den Gutsherrn auflehnen, das war Aufruhr. Und dazu gab er seine Zustimmung nicht. Ihm genüge der eine Zahn, den ihm der Kreisgendarmerie ausgeschlagen habe.

„Seht mal her!“

Er öffnete den Mund und deutete mit einem Finger, der grob und steif war wie ein borkiges Aststück, auf ein schwarzes Loch im blassen Zahnfleisch.

„Seht mal! . . . Hier!“

Schließlich ließ man Panas in Frieden. .

Immer noch grollt der Donner; eine rotbraune Wolke umfaßt mit ihrem linken Flügel den Himmel. Auf allen Wasserflächen springen von den herabfallenden Regentropfen Blasen auf, und durch die Schluchten strudelt das Wasser und unterspült das Heu. Das Heu ist verloren. Malanka hat ihre Röcke geschürzt und will gerade in die Flut steigen, da sagt Gafijka plötzlich:

„Mutter, es klopft jemand ans Fenster.“

„Ans Fenster? An welches Fenster?“

Tatsächlich, es klopfte.

Malanka kriecht von der Bank herunter und tastet sich an der Wand entlang, unterdessen trommelt jemand heftig ans Fenster.

„Wer ist da? Wer klopft?“

Malanka öffnet das Fenster.

„Kommen Sie in die Fabrik! Ein Unglück ist geschehen! Andrij hat sich die Hand verletzt!“

„Ein Unglück . . .“, wiederholt Malanka mechanisch.

„Ist er schwer verletzt?“

„Ich weiß nicht, die einen sagen, die Hand ist abgerissen worden, die anderen sagen, nur die Finger.“

„Mein Gott, mein Gott . . .“

Malanka läuft im Dunkeln hin und her wie eine Maus in der Falle und hat vergessen, was sie tun wollte. Schließlich reicht Gafijka ihr den Rock.

Da ist er, der Donnerschlag!

Wie endlos lang sich das Dorf hinzieht. Dort in der Brennerei ist ein Unglück geschehen. Vielleicht ist Andrij tot, liegt lang ausgestreckt und regungslos da, und hier immer noch die Hütten, vom Schlaf umfangene, stille Hütten; eine läßt man hinter sich, da taucht schon die nächste auf, sie nehmen kein Ende . . . Malanka hört, wie das Vieh in den Ställen dumpf schnauft und Gafijka neben ihr stoßweise Atem holt. Aber die Fabrik ist noch weit.

Erst jetzt bemerkt sie, daß der junge Bursche aus der Fabrik hinter ihr her läuft.

„Hast du Andrij gesehen?“

Ihr ist, als habe ein Fremder diese Frage gestellt, der junge Bursche aber antwortet sofort.

Nein, er habe ihn nicht gesehen, er sei nur geschickt worden.

Langweilig und umständlich berichtet er über etwas, doch Malanka hört nichts.

Aber da schlägt ihr auch schon die nächtliche Feuchte des Teichs entgegen, und plötzlich, als der Weg eine Biegung macht, sticht ihr eine Reihe erleuchteter Fenster ins Herz. Die Fabrik stößt dicke Rauchwolken aus, und der ganze Gebäudekomplex bebt, hellerleuchtet, groß, lebendig inmitten der toten Nacht.

Im Hof steht eine Menschengruppe, in ihrer Mitte schimmert Licht. Andrij ist tot! Malanka schreit und stößt alle beiseite.

„Sei still, Alte!“

Eine zornige Stimme bringt sie zum Stehen, Malanka verstummt plötzlich und läßt unterwürfig, wie ein geprügelter Hund, ihre Blicke von einem zum anderen schweifen.

Man erklärt ihr:

„Sehen Sie, er war im Apparatebau . . .“

„An der Maschine also . . .“

„An der Maschine“, sagt Malanka.

„Er hält die Ölkanne in der Hand, da zieht das Getriebe plötzlich an . . .“

„Zieht an“, sagt Malanka.

„Er greift mit der rechten Hand zu, um die Ölkanne nicht fallen zu lassen, und da werden ihm vier Finger abgerissen.“

„Bis zur Handfläche.“

„Lebt er?“ fragt Malanka.

„Ja, er lebt . . . der Feldscher versorgt ihn.“

Auf die Erde fällt ein Lichtschein, doch was man dort macht, wie es Andrij geht – Malanka weiß es nicht. Sie hört erst jetzt, daß er stöhnt. Also ist er am Leben.

Endlich ruft dieselbe zornige Stimme:

„Ist seine Frau hier? Na, Alte, komm näher! . . .“

Die Arbeiter geben ihr den Weg frei. Sie sieht etwas Weißes, das einem Kissen ähnelt, und erst als sie näher tritt, bemerkt sie ein wachsgelbes, sonderbar verfallenes, kleines, dunkles Gesicht und einen verzerrten Mund.

„Andrijko, was hast du angestellt?“

Er stöhnt nur.

„Was ist mit dir, Andrij?“

„Wie soll ich das wissen? . . . Bin ein Krüppel . . . Sammle meine Finger zusammen!“

„Was redest du da, Andrijko?“

„Sammle meine Finger zusammen und vergrab sie! . . . Ich habe mit ihnen unser Brot verdient. Ach . . . mein Gott, mein Gott . . .“

Zwei Arbeiter traten heran und geleiteten Andrij hinaus. Sie verhinderten es, daß Malanka in Klagen ausbrach.

Im Apparatebau suchte Malanka nach Andrijs Fingern. Drei gelbe ölbeschmierte Stummel lagen neben der Maschine auf dem Fußboden, den vierten Finger konnte sie nicht finden. Sie wickelte ihren Fund in ein Tuch und nahm ihn mit.

Am nächsten Morgen wurde Andrij in die Stadt ins Krankenhaus gebracht, und der junge Herr persönlich bestellte Malanka zu sich ins Büro. Er goß seinen Zorn über sie und Andrij aus und schrie sie lange an, doch schließlich gab er ihr – Dank sei ihm! – fünf Rubel.

Nach drei Wochen kehrte Andrij zurück. Mager, gelb, ergraut; die Hand verbunden.

„Meine Finger tun weh“, klagte er.

„Du hast doch gar keine Finger mehr.“

„Wenn ich sie bewege – und ich möchte sie gern bewegen –, dann tun sie weh. Hast du sie vergraben?“

„Gewiß. Im Gemüsegarten. Was machen wir jetzt nur?“ jammerte Malanka.

„Was wir machen? Ich gehe zur Fabrik und verlange, daß man mir eine andere Arbeit gibt.“

Doch im Büro sagte man ihm, daß Krüppel nicht eingestellt würden. Zum jungen Herrn Ljolja wurde er nicht einmal vorgelassen.

„Das ist ja allerhand!“ schrie Andrij. „Ich habe doch zwölf Jahre in der Zuckerfabrik gearbeitet, lieber Herr, sie war kein fremdes Unternehmen, gehörte deinem Schwiegervater; und jetzt ist mir in dieser Fabrik meine Hand verkrüppelt worden, und du wirfst mich raus wie Abfall.“

Dann ging Malanka hin. Sie bat, flehte – es half nichts. Auch so, sagte er, hätte er schon große Unkosten gehabt: für das Krankenhaus bezahlt, fünf Rubel gegeben, dazu all die Scherereien . . .

„Da hast du deine Brennerei, Andrijko!“ zischte Malanka böse und machte ihrem Herzen Luft.

„Mutter, ich muß Ihnen etwas sagen . . .“

„Was denn, Gafijka?“

Gafijka schwieg unentschlossen.

„So sprich doch schon . . .“

„Ich verdinge mich.“

Malanka hob erschreckt die Arme. Wieder kam sie damit. Alle ärgerten sie, reizten sie, ach, sie wollte am liebsten sterben.

„Grämen Sie sich nicht, Mutter. Es wäre besser, wenn ich es täte. Der Vater kann ja nichts mehr verdienen, wie sollte er auch! Und der Winter steht vor der Tür . . .“

„Schweig! Was peinigt du mich immerzu! Ich bin auch so nur noch ein Schatten.“

Gafijka verstummte. Sie war verärgert. Nun weinte die Mutter wieder, und man wußte nicht, warum.

Lange schneuzte Malanka sich und wischte sich die Tränen aus den Augen.

Gafijka sagte, als spräche sie mit sich selbst:

„Pidpara sucht gerade eine Magd.“

Malanka schwieg hartnäckig.

So wurde wieder einmal nichts entschieden.

Andrij aber war erbost. Seine Stimme klang noch durchdringender und weibischer als bisher. Wenn er in Zorn geriet, lief sein Gesicht rot an, so daß sein Schnurrbart ganz weiß dagegen abstach.

„Diese Reichen! Diese Fabrikanten! Haben aus mir einen Krüppel gemacht und mich dann fortgejagt. Haben mir meine Kraft geraubt und mein Blut getrunken, und nun bin ich ihnen zu nichts mehr nütze.“

Jedem, den er traf, streckte er seine verkrüppelte Hand entgegen.

„Sehen Sie, was sie mit mir gemacht haben. Zwölf Jahre haben sie das Letzte aus mir herausgeholt, zwölf Jahre habe ich sie ernährt . . . Sieht so die Gerechtigkeit in der Welt aus? Verflucht noch mal . . .“

Andrij hatte von Choma das Fluchen gelernt.

Er prahlte:

„Das wird ihnen nicht durchgehen! Das Leid, das man andern antut, rächt sich.“

Diese Worte wurden dem Gutsherrn hinterbracht, und er schickte Andrij nicht mehr zur Post. Jetzt machte ein anderer die Botengänge für ihn.

„Wie kann man dem Dicken nur beikommen?“ dachte Andrij. „Wer die Macht hat, hat das Recht. Wir sind für den Herrn bloß Vieh. Wie sollte es auch anders sein! Das Vieh schont er sogar noch eher, dafür hat er ja Geld gezahlt. Es stimmt, was Guschtscha gesagt hat . . .“

Gafijka blickte den Vater freundlich an. Aha, jetzt kam ihm Guschtscha wieder in den Sinn!

Sie sprachen nicht mehr darüber, ob Gafijka eine Stellung annehmen sollte, doch alle wußten, daß sie gezwungen war, es zu tun. Malanka kränkelte, fiel plötzlich ab und verließ nicht mehr jeden Tag die Hütte. Gafijka allein ging nun arbeiten. Die Not von ehedem kehrte zu ihnen zurück. Bitter kam es Malanka an.

Da hatte sie ihr Kind großgezogen, hatte es gehütet, sich um es gesorgt, hätte am liebsten den Himmel über es ge-

breitet und es mit Sternen bedeckt, und jetzt sollte sie es fremden Leuten ausliefern und ihm einen Schimpf antun lassen.

Sie wußte, was es bedeutet, im Dienst zu stehen. Das wußten gut ihre verarbeiteten Hände, das wußte ihre Seele, die von der Fron bedrängt worden war wie eine Blume vom Unkraut.

Nur ein Gedanke gab Malanka Trost: bald würde das Land aufgeteilt werden. Dann würde Gafijka ihre Arbeit aufgeben und nach Hause zurückkehren.

Aber als der Tag kam, an dem sie Gafijka zu Pidpara bringen mußte, war Malanka zumute, als wäre sie gekreuzigt und vom Kreuz abgenommen worden. Sie verbeugte sich vor dem Dienstherrn und flehte ihn an, ihrem Kind kein Unrecht zuzufügen. ۞

Bei Pidpara arbeitete Gafijka vom Morgen bis zum Abend. Die Herrin war eine kranke, sieche Frau, sie stöhnte immerzu und konnte in ihren auf die bloßen Füße gezogenen ausgetretenen Hausschuhen nur mühsam über den Fußboden schlurfen. Gafijka hatte die ganze Hausarbeit zu verrichten; die meiste Mühe machten ihr die Schweine. Die Eber lagen im Schweinestall, und die Sauen und Ferkel wühlten auf dem Hof. Des Morgens, während Gafijka den Schweinen das Futter bereitete, quiekten, kreischten und grunzten sie alle durcheinander und stießen mit den Rüsseln gegen die Tür. Und in dem Raum über ihr stöhnte aufdringlich die Herrin, knarrte ihre Stimme und schlurften ihre Hausschuhe über den Fußboden. Gafijka war dann froh, daß sie endlich zu den Schweinen kam. Die zudringliche und gefräßige Schweineherde stürzte ihr sofort entgegen, riß ihr das Futter aus der Hand, betäubte sie mit ihrem Quieken und stieß sie fast zu Boden. Sie war machtlos und konnte nur zuschauen, wie die Schweine den Trog umwarfen, auf dem Futter herumtrampelten und es verunreinigten. Die Mastschweine führten sich besser auf. Die sauberen, schweren Tiere waren zu träge, um ihr Hinterteil zu heben, und richteten sich nur

mit ihren Vorderbeinen auf. Man mußte sie auffordern zu fressen. Doch sie wollten nicht. Sie kniffen ihre schläfrigen kleinen Augen zusammen, hoben ihre sauberen runden Rüssel und stöhnten ganz zärtlich: „Och! . . . O-och! . . .“, als wenn ihre Herrin Gafijka ihnen ihren fülligen rosa Bauch streichelte; dann hoben sie noch das eine Hinterbein, und das geringelte Schwänzchen zuckte immerzu . . . „Och! . . . O-och! . . .“

Sogar Pidpara kam gerne hierher. Wenn seine hohe Gestalt in der Tür erschien und sein Schatten auf den Verschlag fiel, zuckte Gafijka zusammen. Sie fürchtete sich vor Pidpara. Er war unfreundlich und streng; ständige Sorge lagerte unter seinen dichten Brauen und blinkte silbrig in seinen schwarzen Haaren. Er stieß die Eber mit dem Stock, damit sie aufstanden, und befühlte ihren Rücken. Ohne Gafijka anzuschauen, sagte er streng zu ihr:

„Achte darauf, Mädchen, daß du die Schweine sauberhältst und gut versorgst . . . Ein Gottesgeschöpf hat es gern, wenn man es gut pflegt.“

Außer Gafijka waren noch zwei Knechte angestellt. Pidpara preßte sie bis zum letzten aus. Sie arbeiteten ihm immer noch zuwenig. Er selbst schaffte für zwei. Wenn die hungrigen Knechte viel aßen, brummte er seiner Frau zu: „Sobald er isßt, wird es ihm warm, doch wenn er sich an die Arbeit macht, friert er . . . Eins, zwei, drei – die Arbeit ist vorbei!“ War das Essen schlecht und ein Knecht legte den Löffel beiseite, so sagte Pidpara verärgert: „Die Bettel-säcke! Was haben sie denn zu Hause gegessen? Wasser und Kartoffeln!“

Gafijka schien es, daß er sie damit meinte.

Besonders haßte Pidpara die Armen. Er zog seine dichten Brauen zusammen und stieß verächtlich zwischen den Zähnen hervor: „Der Habenichts, was hat der schon aufzuweisen . . . Hätte besser arbeiten sollen, der faule Sack, dann besäße er etwas. So aber glotzt er nur nach fremdem Eigentum . . .“

Es war ein Glück, daß der Dienstherr nur selten im Hause war. Er war ständig auf dem Feld, auf den Heuschlägen, in der Scheune, bei den Schweinen. Überall warf seine hohe Gestalt ihren Schatten, und dort, wo er sich zeigte, schien die Arbeit flotter voranzugehen.

Sonntags nahm Pidpara zuweilen seinen warmen Überrock vom Kleiderhaken und legte einen breiten Gürtel um.

Sobald Pidpara das Haus verlassen hatte, wurde die Herrin von einem Unbehagen befallen, als fühle sie den Tod nahen.

„Er ist zur Gemeindeversammlung gegangen . . . ach, ach, ich habe solche Stiche in der Brust. Auf den Meinen hören die Leute sehr . . . Was er sagt, wird gemacht . . . Wie er aber auch geschätzt wird! Man wollte ihn zum Dorfältesten wählen, doch der Meine will nicht. Er will sein Hab und Gut nicht ohne das wachsame Auge des Herrn lassen . . . Ach, mein Unglück . . . ach!“

Doch es verhielt sich nicht ganz so.

Pidpara kam verärgert nach Hause.

„Weiß der Teufel, was jetzt mit den Leuten los ist!“ beklagte er sich bei seiner Frau. „Wenn man sonst etwas sagte, hörten sie auf einen, doch jetzt möchte man am liebsten schweigen . . . eine solche Disziplinlosigkeit ist eingerissen. Das sind mir Anführer . . . Habenichtse! . . . Pfui Teufel!“

Ein Schatten überzog sein Gesicht.

Zuweilen kamen Gäste. An Feiertagen, wenn die Hitze nachgelassen hatte, erschienen Maxim Skorobogatjko, der Dorfälteste, der den Spitznamen „Brummkreisel“ hatte, und Pidparas Schwiegervater, Gawrila. Sie nahmen auf dem Hof, im Freien, Platz, und Gafijka brachte ihnen Speck und Fisch heraus. Die Herrin zog, obwohl es warm war, ihren Pelz über und schloß sich der Gesellschaft an.

Man aß und besprach, wo man das eine oder das andere am vorteilhaftesten verkaufen könnte; wo und wieviel an diesem oder jenem verdient worden war; wer wen auf welche Weise übers Ohr gehauen hatte. Der rothaarige

Maxim hatte die Angewohnheit, mit drei Fingern alle Krümel vom Tisch aufzusammeln und sie sich dann in den Mund fallen zu lassen; wenn er Speck gegessen hatte, leckte er sich die Finger ab. Dies tat er nicht, weil er hungrig war, sondern weil er nichts umkommen lassen wollte. Er blinzelte unruhig, lächelte immerfort und wendete sein breites, mit Sommersprossen übersätes Gesicht nach allen Seiten; er liebte es, vom ernsthaften Gespräch zu gewagten Themen überzuleiten.

„Bald werden die Dorfarmen damit beginnen, das Land aufzuteilen . . . Hahaha . . . Weshalb haben die Reichen soviel Land? Da heißt es sieben, damit jeder sieben bekommt. Hahaha . . . Wieviel hast du? Dreißig? Dann werden dir also dreiundzwanzig abgenommen. Hahaha . . .“

Pidpara liebte keine Scherze. Doch es war nicht leicht, Maxim zurückzuhalten, er blinzelte Gawrila bereits zu.

„Es wäre keine Sünde, Gevatter, wenn Sie noch mehr abgeben würden. Wirklich, wozu brauchen Sie soviel Land? Sie sind schon alt, sollen doch die Habenichtse haben, was sie wollen, und Brot essen.“

„Natürlich! Wirf das Deine der Gemeinde in den Rachen oder den Weibern – es kommt auf dasselbe heraus.“ Gawrila lächelte schief. „Es wird noch so weit kommen, daß man sich im Alter seine Garbe verdienen muß.“

„Hoho? Was denn sonst? Hast du etwa schon vergessen, wie gemäht wird?“

Pidpara war erbost.

Einen Dreck sollten sie haben! Er würde nichts abgeben! Das, was seine Vorfäter mit ihrem Blut erarbeitet hatten, war unantastbar. Und das, was er erworben hatte, war seiner Hände Arbeit. All die Faulenzer sollten gefälligst ihr Maul halten.

„Wie einen Hund würde ich den umlegen, der es wagen sollte; ich würde die Sünde auf mich nehmen!“

Pidparas Alte wickelte sich fester in den Pelz und stöhnte:

„Du solltest dir ein besseres Gewehr kaufen. Ach, ach . . .“

gnädiger Gott... Deins taugt nichts, es hat gar keinen Riemen, nur eine Schnur...“

„Es ist gut genug... warum unnütz Geld ausgeben...“

„Na, der wird, solange er lebt, auch nicht das kleinste Stückchen Land hergeben“, dachte Gafijka und schüttelte den Kopf.

Nach solchen Gesprächen zog Pidpara die Brauen noch finsterer zusammen.

Wenn er schlafen ging, rückte er das an der Wand hängende Gewehr zurecht und legte die Axt neben sich.

Gafijka wurde es unheimlich zumute. √

Vom Himmel rieselt durch ein feines Sieb ein leichter Regen. Mashuga geht, den Rücken mit einem Sack geschützt, im Dorf von Haus zu Haus. Er beugt sich vor, richtet sich wieder auf – ganz wie ein Klappmesser.

„Habt ihr gehört, der Gutsherr will den Lohn nicht erhöhen!“

„Woher weißt du das?“

„Eben war Prokop mit Abgesandten beim Gutsherrn.“

„Was sagt denn der Gutsherr?“

„Wie man es bisher gehalten hat, sagt er, so bleibt es auch. Mehr zahlt er nicht.“

„So. Und was machen wir jetzt?“

Mashuga hebt den Arm, riesig wie eine Deichsel, ballt die Hand zur Faust, und aus seiner eingefallenen Brust brechen, wie aus einem Abgrund, die Worte hervor:

„Wir werden streiken!“

„Wenn wir nicht arbeiten wollen, wird man die Leute aus Jamischtsche nehmen.“

„Die aus Jamischtsche kommen nicht. Auch sie haben höheren Lohn gefordert.“

Olexa Besik tritt aus seinem Hof, und hinter ihm her hüpfen, wie kleine Zigeuner, die Kinder durch den Straßenschmutz. Er ist mit allem einverstanden. Wenn gestreikt werden soll, wird gestreikt. Schlechter wird es nicht werden.

Mashuga geht weiter. Durch den Regenvorhang sieht man seine Gestalt bald länger, bald wieder kürzer werden, gleich einem Fisch, der im Netz zappelt. Malanka hält die Hände unter der Schürze verborgen, ihre Augen funkeln böse.

„So, ihr Bäuerlein, so ist's recht! Kriecht unters Joch, arbeitet für die dreizehnte Garbe! Dient brav dem Gutsherrn!“

Sie kniff ihre trockenen, verwelkten Lippen zusammen.

„Er wird es nicht erleben. Soll er selbst mähen.“

„Das Stoppelfeld sticht . . .“

Olexandr Dejneka stößt derbe Flüche aus. Überall dröhnt erbittertes Fluchen, wie der Dreschflegel auf der Tenne.

Dejneka ist durchnäßt, doch er geht nicht in seine Hütte. Unter Menschen ist ihm leichter.

„Der Gutsherr bleibt hartnäckig, also geben wir auch nicht nach.“

„Gegen die ganze Gemeinde richtet er nichts aus.“

„Er kann uns nicht zwingen, die Ernte einzubringen.“

„Das ist klar!“

„Wir streiken – und damit basta!“ entscheidet der Unglücksrabe.

Mashuga aber ist schon am anderen Ende des Dorfes, um die Dorfbewohner aufzuwiegeln.

„Habt ihr's schon gehört?“

„Ja, wir haben's gehört.“

„Na, und was werdet ihr tun?“

„Wie halten es die Bauern?“

„Sie streiken.“

„Wenn sie streiken, schließen wir uns an.“

Und die gutsherrlichen Felder schlummern wie ein von graugrünem Nebel eingehülltes Meer und träumen von der Sichel.

Choma sitzt auf einem Hügel, Andrij neben ihm. Die Sonne brennt. Dunst schwebt über dem Dorf, über den Feldern, und es tanzen darin zur Linken die Fabrik und zur Rechten das Gut.

Andrijs Stimme ist dünn und weinerlich. Als bäte er um ein Almosen, so blickt er Choma in die Augen.

„Sehen Sie, Choma, was man mit mir gemacht hat?“

Doch Chomas Augen sind trübe wie Seifenwasser. Sie blicken starr ins Leere, und nur zuweilen blinkt in ihnen, wie auf einer Seifenblase, ein grünlich-rötliches Leuchten auf.

„Wohin soll ich jetzt? Wozu taue ich noch ohne Hände?“

„Ha!“

„Solche wie mich brauchen sie nicht. Sie haben genügend Gesunde.“

Choma schweigt.

„Was soll ich denn – zugrunde gehen?“

„Wirst auch zugrunde gehen.“

„Wo gibt es denn Gerechtigkeit auf der Welt?“

„Schweig still, Andrij, schweig und geh zugrundel“

„Wer lebt, will nicht zugrunde gehen.“

„Jetzt jammert er, anfangs hat er sich gefreut: eine Brennerie wird gebaut! Großartig ist das! . . . Mögen dem, der sie erbaut hat, die Augäpfel platzen und die Zähne wackeln!“

Andrij sinkt plötzlich in sich zusammen und sagt, mehr zu sich selbst als zu Choma:

„Aufgefressen haben sie mich, mein Lieber . . . Gepackt und aufgefressen . . .“

„Na, hast du etwa gedacht, sie würden Mitleid mit dir haben? Schau mal dorthin!“

Choma nimmt Andrij bei der Schulter und wendet ihn nach links.

„Siehst du die da?“ Dann wendet er ihn nach rechts. „Und diese hier, die Reichen, die Fürsten . . . Sie stellen den Menschen Fallen, wollen sie fangen wie die Wölfe. Wenn du in ihre Falle gerätst, ziehen sie dir das Fell über die Ohren, nehmen dich völlig aus, und was sie nicht brauchen, werfen sie auf den Mist.“

„Sie sprechen die Wahrheit, Choma, die reine Wahrheit.“

„Du denkst wohl, sie bauen eine Fabrik, errichten ein Vorwerk? Ketten schmieden sie für die Menschen, Fallen stellen sie auf, um die Menschenkraft einzufangen, das Menschenblut auszusaugen; mögen euch die Würmer zernagen wie der Bohrwurm den Balken! . . .“

Andrij preßt es die Brust zusammen. Altbekannte Worte spricht Gudsj, doch sie schneiden ihm heute in die Seele wie ein scharfes Messer; ihm ist, als werde ihm damit der Star gestochen. Für einen Augenblick durchdringt sein Blick die Mauern der Fabrik, die Mauern des Herrenhofes, und er sieht ins Innere, er sieht alles auf eine neue Weise.

„Besudelt haben sie die Erde, wie mit Grind überzogen“, hört er Choma sagen. „Nur eine Handvoll sind sie, aber sieh sich einer an, wie sie die Erde bedrücken, wie weit sie ihre Hände ausstrecken! Zusammengepreßt haben sie das Dorf mit seinen Feldern, mit einer Schlinge haben sie ihm die Kehle zugeschnürt, in die Enge haben sie uns getrieben – sieh nur, da liegen die Dörfer wie Misthaufen auf den Äckern der Gutsherren, und über ihnen rauchen die Schloten der Zuckerfabriken und Schnapsbrennereien und verwandeln Menschenkraft in Geld . . .“

Andrij berührt es sonderbar, daß er heute zum erstenmal bemerkt, wie klein und wie verloren die Dörfer zwischen den Feldern liegen . . . Als hätte jemand auf dem Dorfplatz etwas Stroh von seiner Fuhre verloren. Und weiter kam es ihm merkwürdig vor, daß der Viehhirt des Gutsherrn plötzlich hier, vor seinen Augen, in die Höhe gewachsen zu sein schien. Ihm war, als habe Gudsj hier neben ihm wie eine Eiche Wurzel gefaßt, als zögen zu seinen Füßen unterwürfig die gelben Wogen der Felder dahin und als drücke sich sogar die Sonne, ihm gehorchend, flach an den Boden!

Andrij denkt nicht mehr an seine Klagen. Er hat nur noch Augen und Ohren für Choma.

„Schau mich an, und ich werde dich betrachten. Du wirst mir dein ergrautes Haar und deine Verstümmelung zeigen, und was soll ich dir vorweisen? Vielleicht meine Seele, die

ich, als ich das Vieh des Gutsherrn hütete, im Mist vergrub! Alles, was in meiner Seele brannte, habe ich im Mist vergraben müssen, und du und die anderen haben zugesehen und geschwiegen. Mögen eure Zungen verdorren, ihr blinden Maulwürfe! . . .“

Das war stark! Doch was hätte denn er, Andrij, dagegen tun können? Inwiefern waren die anderen Menschen daran schuld?

Chomas trübe Augen blicken Andrij durchdringend an. Ein scharfes, bissiges Lachen schlägt Funken aus ihnen, und in ihrer graugelben Tiefe beginnt alles zu sieden.

Andrij vermag nicht einmal zu blinzeln, ihm ist nicht wohl zumute.

Choma schweigt, doch Andrij hört deutlich, daß Lachen in ihm brodelte wie Wasser in einem Kessel.

Schließlich bricht das Lachen aus ihm hervor und verdunkelt die Sonne.

Und plötzlich schiebt sich das große, heiße Gesicht ganz nahe, ganz dicht an Andrijs Ohr heran, und Glut schlägt ihm entgegen. Die Worte fliegen so schnell, daß er sie kaum erfassen kann.

„Du hättest nichts tun können? Du lügst, du hättest etwas tun können! Schau dich um – die Felder . . . der Weizen, wie ein Meer . . . all dieser Reichtum gehört dem Gutsherrn . . . Und du nimmst ein Streichholz, – ein einziges Streichholz –, und der Rauch steigt zum Himmel auf, und auf der Erde bleibt nichts als Asche zurück . . . Siehst du dort die Häuser, die Schlösser, alle angefüllt mit Vieh, mit Hab und Gut . . . und du kommst, klein und grau wie ein Mouseschatten, doch zurück läßt du ein einziges Feuermeer . . .“

Choma spricht immer schneller, verstümmelt die Worte, sprudelt sie hervor, seine Stimme klingt pfeifend.

„Und du gehst von einem Gutsherrn zum andern . . . von der Schnapsbrennerei zur Zuckerfabrik . . . von Hof zu Hof . . . überallhin, wo sich das Unrecht ein Nest gebaut hat, bis nichts bleibt als die nackte Erde . . .“

Andrij starrt mit weit aufgerissenen Augen, es läuft ihm kalt den Rücken herab.

„Hörst du?“ sagt Choma mit pfeifender Stimme. „Nichts als die nackte Erde und die Sonne!“

Choma war wahnsinnig. Was redete er da?

Andrij will ihm irgend etwas antworten, doch seine Zunge verkriecht sich, ängstlich wie ein Hase, irgendwo in die Kehle.

Endlich findet 'Andrij die Sprache wieder, doch er sagte ganz etwas anderes, als er hätte sagen müssen.

„Gott stehe Ihnen bei, Choma! Darf man denn so etwas tun?“

Choma blickt ihn schweigend an, dann stößt er verächtlich, als speie er ihm in die Augen, die Worte hervor:

„Du bist ein Trottel... ein Wurm... Geh zugrunde, verrecke, daß nichts mehr von dir übrigbleibt, als hättest du nie gelebt!...“

„Na, so was! Was sind Sie bloß für einer, Choma...“

Doch Choma hört nicht mehr hin. Er erhebt sich, groß, böse, geht in den Weizen, der ihn wie eine Wasserflut aufnimmt, Andrij aber bleibt am Boden liegen wie ein vorjähriges moderndes Blatt.

Der Verwalter steht, die Mütze in der Hand, vor dem Gutsherrn; in dem bronzefarbenen, stets der Sonne ausgesetzten Gesicht bemerkt der Gutsherr eine gewisse Unruhe.

„Was gibt's denn, Jan?“

„Der gnädige Herr möge verzeihen, aber heute können wir nicht mit der Ernte beginnen?“

„Wieso das? Hast du denn gestern nicht die nötigen Anordnungen getroffen?“

„Ich bin im ganzen Dorf herumgelaufen, gnädiger Herr, doch niemand ist zur Arbeit gekommen. Für den Lohn, den wir ihnen zahlen, wollen sie die Ernte nicht einbringen.“

„Was heißt das – sie wollen nicht?“

Der Gutsherr fuhr erregt auf. Ein Streik? Bei ihm? Der Gutsherr war beleidigt. Er wußte, daß es in verschiedenen Dörfern zu Streiks gekommen war, doch daß man nun bei ihm streiken wollte, konnte er nicht begreifen – wo er doch immer gut zu den Landarbeitern gewesen war, ihnen die Flurschäden verziehen hatte und seine Frau einem Kranken nie eine Bitte um ein Chininpülverchen, um Rizinusöl oder Arnikakompressen abgeschlagen hatte. Er wollte es noch einmal hören.

„Also du sagst, sie wollen nicht?“

„Jawohl, gnädiger Herr!“

Das kennt man ja: Du kannst den Knecht mit Honig bestreichen, er wird dich trotzdem beißen wie eine Schlange.

Der Gutsherr blickt durchs Fenster. Die Sonne ist gerade aufgegangen.

„Na schön! Also, hör zu . . . sofort aufs Pferd und wie der Wind nach Jamischtsche! Wirb dort Leute an! Wenn sie nicht wollen, erhöhe den Lohn!“

„Jawohl, gnädiger Herr!“

„Tagediebe die!“

Doch kaum ist das Getrappel der Pferdehufe in der morgendlichen Stille verklungen, da dringt vom Hof her dumpfes Stimmengewirr ins Haus, und eine hohe Frauenstimme zerreißt das Gemurmel wie eine Flamme den Rauch.

Was gibt es?

Der Gutsherr öffnet das Fenster.

Alle Landarbeiter haben sich auf dem Hof versammelt. Sogar die Viehhirten.

Die Köchinnen aus der Gesindestube laufen mit rauschenden Röcken über den Hof . . . Die Leute wirken irgendwie fremd.

„Was ist das für ein Geschrei? Was sind das für Leute?“

Der Gutsherr wickelt sich fester in seinen Rock, um seine Brust zu bedecken; er versucht zu begreifen, was geschehen ist, doch man schenkt ihm keine Beachtung.

„Maxim! Wer ist da? Maxim?“

Endlich kommt Maxim angelaufen, er wirkt unsicher, seine Augen sind ängstlich aufgerissen; ihm folgen andere.

„Es ist nicht unsere Schuld, gnädiger Herr . . . Das Leben ist uns wichtiger als der Dienst. Was soll aus unseren Kindern werden, wenn man uns zum Krüppel schlägt? . . .“

„Was ist denn los? Na, so rede doch!“

Die Landarbeiter antworten im Chor.

„Was los ist? Streik ist! Wenn wir die Arbeit nicht niederlegen, werden wir verprügelt . . . Wozu noch lange reden, gehen wir . . . He, Leute! . . . Marsch! . . . Wir tun das nicht aus freiem Willen, gnädiger Herr.“

Dem Gutsherrn steigt das Blut in den Kopf.

„Wohin? Ha-alt! . . .“

Die erboste Stimme klingt wie Eisen, das an einen Stein schlägt, und bricht plötzlich ab. Der Gutsherr begreift, daß seine Stimme versagt, daß sie zerschellt ist und er kein Wort mehr hervorbringen kann. Und Worte würden auch nichts ausrichten. Die Landarbeiter sind bereits am Tor angelangt. Sie drängen sich im Torweg zusammen wie eine graue Herde, die auf die Weide getrieben wird. Aus den Häusern kommen die Dorfmädchen gelaufen, rot blinkt es in der Sonne auf. Vom Viehhof her eilt ein Nachzügler auf den leeren Gutshof, ein Hütejunge, der sonst die Gänse hütet. Er hat die Rockschoße hochgehoben, die Mütze ins Genick geschoben, die Peitsche windet sich hinter ihm her wie eine Schlange und hinterläßt eine Zickzackspur im Sand.

„Wohin, du Spitzbube?“ schreit ihn der Gutsherr an und stampft mit dem Fuß auf. „Zurück!“

Der Hütejunge beschleunigt seinen Lauf nur noch. Der Gutsherr verharrt eine Minute und blickt auf eine Einöde.

„Viecher! Bauernpack!“

Eilig fährt er in die Beinkleider und läuft auf den Gutshof. Er ist leer.

Der Gutsherr geht an den Stallungen entlang. Sonderbar, ihm kommt es vor, als sei es nicht sein eigenes Gut, sondern ein fremdes.

Er geht zur Gesindeküche, stößt mit dem Fuß die Tür auf und schreit:

„Marina!“

Niemand antwortet.

„Olena!“

Es bleibt still. ✓

Die Gesindeküche erinnert an eine Schmiede. Verrußte Wände, ein schadhafter Fußboden, saurer Geruch von Schweiß und Sauerteig, der so beharrlich in der Luft liegt wie der faule Kater auf dem Ofen. Ein Armvoll Holzscheite vor dem Ofen, Kartoffeln, die nicht zu Ende geschält sind. Alles ist, wie es sich gerade traf, liegengelassen worden.

Der Gutsherr setzt seinen Gang fort. Im Hof sind die Gänse nach allen Seiten auseinandergelaufen; die Gänschen watscheln umher und sehen aus wie gelbe Flaumfedern, die der Wind über den grünen Rasen weht. Also hat der Hütejunge sie nicht auf die Weide getrieben. Der Gutsherr schüttelt den Kopf. Auch die Kühe sind im Stall geblieben. Das Tor der Wagenremise steht offen, schwarze Leere starrt ihm entgegen wie aus einem zahnlosen Mund. Eine Kalesche steht auf dem Hof, neben ihr auf dem Boden liegt ein Pferdegeschirr. Du Stück Vieh, du Bauernlümmel! Der Gutsherr hebt die Scheuklappen auf, um sie in die Remise zu bringen, doch dann wirft er sie wieder hin. Ist denn wirklich niemand im Pferdestall?

„Mussij! He!“

Wiederum bleibt alles still.

„Mussij! Bist du da?“

Sonderbar fällt die Stimme in die Leere ringsum und verhallt ohne Antwort.

Der Gutsherr verschränkt die Arme auf dem Bauch und mustert den Gutshof.

„Was ist denn eigentlich los?“

Ist das alles ein Traum oder ist es Wirklichkeit?

Vor kurzem noch glich der Gutshof einem Herzen, das schlägt und das das Blut durch den Körper treibt; doch

nun ist alles erstorben, zum Stillstand gekommen, und jede geschlossene Tür, jedes ihm schwarz entgegenstarrende Loch ist wie ein Rätsel.

Die Hunde erblicken den Herrn, werfen sich ihm winselnd vor die Füße und springen an ihm hoch.

„Fort!“

Ha, diese Bestien, dieses Bauernpack!

Er kehrt ins Haus zurück. Auch dort überall gähnende Leere. Seine Frau schläft noch. Er geht durch die leeren Zimmer, schaut in das Speisezimmer, sucht das Stubenmädchen – keine Menschenseele. Erbitterte Wut würgt ihn. Er knallt die Türen zu, wirft Stühle um und möchte so laut brüllen, daß der bisher noch zurückgehaltene Ausbruch des Zorns durch alle Räume dröhnt.

Ha, diese Bestien, dieses Pack!

Wo ist Jan?

Er bleibt stehen und lauscht.

„Jan!“

Als er diesen Namen ausspricht, rauschen plötzlich die Felder um ihn, wogt der reife Weizen, doch man kann nicht ernten!

Wo ist Jan?

Es war ja seine eigene Schuld. Er selbst hatte Jan nach Jamischtsche geschickt, Erntearbeiter zu dinge. Die Leute aus Jamischtsche würden gewiß kommen, und all das würde ein Ende haben. Doch dieses Bauernpack!

Den Gutsherrn hält es nicht im Hause. Es zieht ihn wieder auf den Hof. Dieser ausgestorbene Gutshof übt eine magische Anziehungskraft auf ihn aus. Der Gutsherr durchmißt ihn noch einmal von einem Ende zum anderen; allein und hilflos, geht er an den verschlossenen Scheunen, an den dunklen Öffnungen der Pferdeställe, an den feucht glänzenden Augen der Kühe vorüber.

Jan aber jagt schweißüberströmt, in eine Staubwolke gehüllt, zurück. Das Pferd keucht, und auch der im Sattel durchgeschüttelte Verwalter holt schwer Atem.

Rufe tönen ihm entgegen:

„Na, du Herrenknecht, hast du die Leute aus Jamischtsche gedungen? . . .“

„Wo sind denn deine Erntearbeiter, 's sind wohl viele, wie? Hahaha!“

Ohne sich umzusehen, galoppiert Jan weiter, er droht nur schweigend mit der Nagaika in der erhobenen Hand.

Das Dorf hat sich in sich zurückgezogen, es wartet. Seine Augen sehen alles, seine Ohren hören alles. Der Gutshof liegt wie eine Leiche innerhalb der Dorfgemarkung: alles auf ihm ist still und regungslos, doch er erweckt Unruhe.

Die Nachricht, daß die Leute aus Jamischtsche sich nicht verdingen wollen, eilt schneller als das Pferd des Verwalters.

Es ist ein Werktag, doch alle sind daheim. An den Toren stehen Menschen beieinander, die Türen der Hütten sind offen. In den Gemüseärten ist alle Arbeit zum Erliegen gekommen. Die Leute stehen, ohne die Hände zu rühren, zwischen den Beeten und unterhalten sich über die Flechtzäune hinweg mit den Nachbarn.

„Habt ihr schon gehört? Auf dem Gut ist keine Menschenseele. Alle sind fort . . .“

„Sie hätten sich uns schon längst angeschlossen, haben bloß gewartet, bis die Bauern anfangen.“

„Was wird denn nun werden?“

„Wenn das Korn erst aus den Ähren fällt, wird er den Lohn erhöhen.“

„Paßt nur auf, daß er nicht Fremde einstellt!“

„Wie denn das? Die kommen nicht ran. Unsere lassen keine Fremden ran.“

Prokop ermahnt:

„Haltet durch! Einer wird den andern stützen – und wir werden siegen.“

Man hört auf ihn, liest ihm die Worte von den Lippen ab.

„Nun ja, wenn alle zusammenhalten, kann man sogar mit Leichtigkeit den Vater verprügeln.“

Die reichen Bauern murren. Der Boden macht ihnen zu schaffen, sie haben es schwer.

„Streik! Werdet noch was erleben mit dem Streik . . . manch einer wird sich später hinterm Ohr kratzen . . . Weiß der Teufel, wie das noch endet.“

Übrigens haben sie nicht allzu große Furcht.

Die Jugend lacht.

„Gut gemacht, nicht?“

„Sehr gut.“

Gegen Mittag bringen Kinder die Nachricht, der Gutsherr gehe zur Fabrik. Durch die Fensterscheiben, von den Gemüsegärten aus, hinter den Flechtzäunen hervor verfolgen Hunderte von Augen den Weg des Gutsherrn. Der Gutsherr geht, von all den Augen beobachtet, wie unter dem Sternenhimmel.

„Er hat sich zu seinem Schwiegersohn in die Fabrik aufgemacht.“

„Ist essen gegangen, hat zu Hause nichts.“

„Von selbst konnte ja nichts gar werden.“

Sogar Panas Kandsjuba schmatzt genießerisch:

„Bundschuhe sollte man dir anziehen.“

Bald erfährt man wieder eine Neuigkeit: der junge Herr Ljolja hat Arbeiter aus der Fabrik aufs Gut geschickt.

„Die Unseren haben die Arbeiter verprügelt.“

„Ist nicht wahr. Niemand hat sie verprügelt. Man hat sie nur nicht reingelassen, das ist alles.“

„Soll doch der Gutsherr selbst das Vieh versorgen!“

„Wir werden es ihm nicht verbieten.“

Prokop bittet Dejneka und zwei junge Burschen, Wache zu beziehen und niemand auf den Gutshof zu lassen.

Kurz darauf verläßt die Frau des Gutsherrn mit einem Pferdegespann, das ihr Ljolja aus der Fabrik geschickt hat, den Gutshof.

Der Tag zieht sich lange hin, fast wie ein Jahr. Es scheint, daß der Weizen auf dem Feld aus den Ähren rinnt, daß der Gutsherr nicht durchhält, daß er jeden Augenblick zur

Erntearbeit rufen und die Forderungen der Bauern erfüllen wird.

Am Nachmittag sprengt wieder der Verwalter in höchster Eile durch das Dorf. Er treibt das Pferd mit der Peitsche an und hüpfte im Sattel auf und ab, als wolle er das Pferd überholen.

Kaum kann man die Kruppe des vorbeirasenden Pferdes und den Rücken des Verwalters erkennen.

„Er saust irgendwohin, wohl nach Peski.“

„Auch dort wird er kein Glück haben. Wird keine Lohnarbeiter finden.“

„Wieso denn?“

„Dort wird gestreikt.“

Der Tag neigt sich schon dem Ende zu, doch alles bleibt, wie es war. Nur brüllen auf dem Gutshof nun die Kühe.

Still geht die Sonne zur Ruhe, der Himmel ist grün – morgen wird es wohl Wind geben. Unmerklich breitet sich, immer mehr anwachsend, etwas Bedrückendes, Beunruhigendes über der Erde aus. Die Fensterscheiben glühen rot wie Kohlen, und das Gebrüll des Viehs zerreißt die schwere Luft.

„Wenn doch jemand wenigstens das Vieh versorgen würde.“

„Sind die armen Tiere denn schuld? Sie stehen da und bekommen nichts zu fressen und zu saufen . . .“

Vom Gut tönt immer lauterer Gebrüll herüber. Die Kühe muhen nicht mehr, sondern rufen mit heiserem, krächzendem Gebrüll voll Verzweiflung und Qual um Hilfe. Die Pferde wiehern wütend. Sie toben in ihren Boxen, stampfen den Boden mit ihren Hufen, blähen zornig die Nüstern.

Die Frauen laufen bekümmert aus den Hütten.

„Ach, ich kann es nicht hören, wie das Vieh jammert.“

„Bei Gott, ich laufe hin und füttere es . . .“

„Du lieber Gott, ist das ein Jammer! . . . Sogar meine Kinder weinen darüber . . .“

Der Abend dämmert. Aus ihren Schlupfwinkeln kriechen

Schatten hervor und legen sich verstohlen der Erde auf die Brust.

Vom Gutshof branden hartnäckig und unerträglich Wogen wilden Gebrülls gegen das Dorf, als riefen die Sirenen eines untergehenden Schiffes mit letzter Kraft in verzweifelter Todesangst um Hilfe.

Da schickt Prokop die jungen Burschen aufs Gut.

Das Vieh trägt keine Schuld.

Der Gutsherr schwieg – und die Dorfbewohner schwiegen auch. Sie gingen aufs Feld, ernteten ihr Getreide und lachten schadenfroh, als der Gutsverwalter unverrichteterdinge aus den Nachbardörfern zurückkehrte. Die Sonne brannte, der Weizen dörnte aus und war nahe daran, aus den Ähren zu rieseln. Der Stanowoi* kam angefahren. Das Schellengeläut der Postkutsche, das Gebell der Hunde, grobes Schimpfen, Fluchen und Brüllen – all das zog vorüber wie eine Wolke am Sommerhimmel. Er fuhr davon, ohne etwas erreicht zu haben. Nur Choma wurde mitgenommen – er hatte den Stanowoi beschimpft.

Und der Weizen rann.

Da wurde der Verwalter entgegenkommender. Er spendierte Wodka und versuchte beharrlich, die Streikenden zu überreden, die Arbeit wiederaufzunehmen. Manche fluchten, manche tranken auch ein Gläschen. Man trank den Wodka – warum denn nicht? Doch arbeiten ging niemand. Vielleicht hätte der eine oder der andere es ganz gern getan, doch er fürchtete sich. Und der Weizen rann.

Malanka ging aufs Feld. Sie ließ sich auf die endlose Flur fallen wie eine Möwe auf die Meeresfläche, preßte ihr Ohr an den Boden und lauschte, wie das Korn leise aus den überreifen Ähren rieselte und weich herabtropfte, als weine das Feld goldene Tränen. Malanka empfand Mitleid mit ihm wie mit einem Kinde, mochte es auch dem Gutsherrn gehören. Sie richtete sich auf den Knien auf, schob die

* Polizeihauptmann eines Landbezirkes.

Ähren auseinander und sammelte die Körner so vorsichtig, so zart und liebevoll auf, als hebe sie ein kleines Kind aus dem Taufbecken. Heiliges Korn! . . .

Einige der festangestellten Landarbeiter nahmen die Arbeit beim Gutsherrn wieder auf. Doch die Ernte konnte immer noch nicht beginnen. Schließlich, nach einer Woche, erhöhte der Gutsherr den Lohn. Nicht in dem Maße, wie die Streikenden es gefordert hatten, doch war er nun bedeutend höher als vorher.

„Sollen wir wieder mit der Arbeit beginnen?“

„Ja, tun wir es!“

Prokop freute sich auch.

„Mehr konnten wir nicht erreichen.“

Die Leute stürzten sofort auf die Gutsfelder wie in der Sommerglut zum Wasser, sie stellten Hocken auf und machten Mieten.

Choma Gudsj aber wurde bald darauf freigelassen. Er kehrte durch die Felder des Gutsherrn zurück, als die anderen gerade bei der Arbeit waren. Er blickte nur scheel auf die Schnitter und lächelte verächtlich. ✓

Tief ziehen die Wolken, sie werden größer, ballen sich zu Haufen und werden wieder kleiner. Es scheint, als harke der Wind am nächtlichen Himmel Heu zusammen und erichte Schober.

Die schwarzen Heuschober auf der Wiese träumen einen schweren Traum, sie gleichen weidenden satten Ochsen. Ihre Umrisse verschwimmen und verschwinden im Dunkel, doch Choma erkennt sie alle: hier, rechter Hand, dort hinten und links oben. Das Heu ist so glatt, es duftet so angenehm, daß man den Wunsch verspürt, mit der Hand hineinzufahren, in den verdorrten Halmen zu wühlen und den unterdrückten Duft von Schafgarbe, Wicken und Steinklee ungehindert ausströmen zu lassen.

Ein scharfes, bissiges Lachen regt sich in Chomas Brust und steigt ihm in die Kehle. Hahaha! . . .

Genug haben Bauernhände gearbeitet, genug sind Bauernfüße umhergegangen, um solchen Reichtum zu sammeln.

Und dann, in einem einzigen Augenblick . . .

Er beendet den Satz nicht. Er sieht es vor sich: man wirft die Heuhaufen auf. Der Gutsherr geht umher wie ein Storch. Er beugt sich vor, steckt seine Nase ins Heu. ‚Schönes Heu, nicht?‘ – ‚Rein wie Gold . . .‘ – ‚Harkt es zusammen, Leute, harkt es zusammen, damit der Regen es nicht durchweicht! . . .‘ Dabei blickt er zum Himmel. Die Hände hat er in die Taschen gesteckt, er trägt schwarze Hosen und eine weiße Jacke, und wieder schreitet er wie ein Storch über die Wiese. Das Lachen tanzt in Chomas Brust.

Er steckt träge die Hände in die Taschen und läßt sie dort.

Er hat noch Zeit.

Der Wind, trunken vom Duft des Heus, braust um die Schober, Wolkenschatten lassen sich auf der Wiese nieder; die Nacht gleicht einem See, der umschlossen ist von den Ufern des Himmels. Und Choma sieht ein anderes Bild: vor dem Gutsherrn steht, die Hetzpeitsche in der Hand, der Verwalter.

‚Dieses Jahr haben wir mehr Heu geerntet.‘

‚Jawohl, gnädiger Herr, es reicht für den Winter, wir können auch noch verkaufen.‘

„Wir können auch noch verkaufen“, sagt Choma laut.

Er zupft etwas Heu aus dem Schober und lockert es auf. Dann holt er Streichhölzer aus der Tasche.

Der Wind will das Feuer ausblasen, doch Choma beugt sich vor, schirmt das Flämmchen mit der Hand ab und sieht es rosafarben wie die Blätter einer Rose durch seine Hand schimmern.

Das Heu will nicht brennen. Es knistert, und der Rauch steigt in die Augen. Das ärgert Choma. Doch schließlich fängt das Heu Feuer.

Darauf geht Choma sachlich und ruhig zum nächsten Heuschober. Wie ein Leuchtkäfer blitzt es einen Augenblick auf und verschwindet wieder im Dunkel.

Schließlich ist er fertig.

Jetzt will er sein Werk betrachten.

Er legt sich auf den Bauch ins Grummet, stützt den Kopf in die Hand und wartet.

Die dunklen Umrisse der Heuschober zeichnen sich deutlich ab; selbst mit geschlossenen Augen kann er sie sehen. Doch als er die Augen öffnet, sind die Schober schon in Rauch gehüllt und wirken seltsam leicht und beweglich.

Kleine Feuerbrände, Kinder in roten Röckchen, beginnen an ihrem Fuß zu spielen. Sie springen an den Seiten hoch und kriechen nach oben, und von ihnen erfaßt, beugt die schwarze Masse sich bald herunter, bald wächst sie plötzlich in die Höhe, als versuche sie, sich zu erheben und davonzufliegen.

Chomas Kopf liegt schwer in seiner Hand. Eine sonderbare Ruhe strömt durch alle seine Adern, nur irgendwo tief im Innern seiner Brust windet sich wie ein Würmchen ein schadenfrohes Lachen.

Die Heuschober wachsen unterdessen. Der Rauch breitet seine Schwingen aus und zieht das Feuer hinter sich her. Nun sind es keine Kinder mehr in roten Röckchen, sondern es ist etwas Riesiges, Hartnäckiges, ein böses Tier, das eine Last abwerfen will, das unter dem Schober blaugeäderte Tatzen hervorstreckt und wie ein Bär alles unter sich zusammenpreßt und niederdrückt. Es öffnet den blutigroten Rachen und schlingt. Es reißt mit den Zähnen an der Last und wütet.

Die Heuschober schrumpfen bereits, fallen zusammen, doch es sprüht noch immer Funken, wie ein Kater, der Geifer verspritzt, noch immer atmet es blaues Feuer und läßt Flammen an die Ufer der schwarzen Nacht schlagen.

Choma lacht. Das Lachen entringt sich seiner Kehle und gleitet über sein runzliges Gesicht, und davon wird es

Choma leichter ums Herz. Das Feuer ist da, und Choma ist zumute, als habe es in seiner Brust eine kranke Stelle ausgebrannt.

Das Feuer! Das rote, fröhliche, reine Feuer!

Noch vor kurzem hatte es in einer dunklen Schachtel gelegen, kalt und unbeachtet wie Choma unter den Menschen, doch nun rächte das Feuer die den Bauern zugefügten Kränkungen.

Brenne nur, brenne . . .

Die trüben Augen Chomas sprühen gleichfalls Funken. Wenn sie es könnten, würden sie alles verbrennen, alles in Asche verwandeln: das Heu, das herrschaftliche Getreide, die Gutsgebäude, ja die Erde selbst würden sie in Flammen aufgehen lassen.

All das ist Sündengut . . . Alles ist voller Sünde auf dieser verfluchten Welt. Alles ist sündig, nur das Feuer ist heilig. Jawohl, so ist es! Gott selber schleudert in seinem Zorn den Feuerstrahl auf die Erde nieder.

Du bereicherst dich am Schweiß und an den Tränen der Bauern, an den Kränkungen, die du den Bauern zufügst, du schändest die Mutter Erde, doch da fällt Feuer vom Himmel – und wo ist dann alles? Suche danach in den Wolken, wühle danach in der Asche . . . Hahaha! . . .

Böse Freude erfüllt Chomas Herz. Er möchte aufstehen, schreien, lachen. Doch irgend etwas hält ihn davon zurück, verbindet ihn mit dem Feuer, und ihm scheint, daß, wenn er sich erhebt und nicht mehr hinschaut, die Heuschober erlöschen, daß sie aufhören werden zu brennen.

Die Heuschober unterwerfen sich schließlich. Gehorsam und still brennen sie nun gleichmäßig wie Kerzen in der Kirche. Eine Wolke schimmert rosa am Himmel. Die Ferne schlägt mit schwarzen Flügeln wie eine Fledermaus.

Schatten fallen von den Schobern auf das erleuchtete Feld und zittern ängstlich. Ringsum herrscht Stille.

Allmählich brennt das Heu nieder. Hin und wieder nur noch bricht knisternd eine Funkengarbe daraus hervor,

oder ein Windstoß erfaßt ein verkohltes Heubündel und läßt Funken sprühen.

Plötzlich dringt von fern Lärm an Chomas Ohr. Sie kommen wohl angelaufen, um das Heu zu retten. Chomas Mund verzieht sich zu einem hämischen Lächeln.

Rennt nur, lauft! Er hat keine Lust aufzustehen. Ihm ist alles einerlei. Sie werden ihn ergreifen? Sollen sie es . . .

Die Stimmen kommen immer näher. Schon hört man den keuchenden Atem der Menschen, hört man Erdklumpen unter Pferdehufen auffliegen.

Da steht Choma schließlich auf. Er streckt sich, reckt die Glieder und entfernt sich, zerzaust und geschwärzt, mit trägen Schritten langsam in das Dunkel der Nacht.

Als der Spätbuchweizen geerntet wurde, erschien Guschtscha unerwartet wieder im Dorf. Man erkannte ihn nicht sofort. Sein Gesicht bedeckte ein Bart, er war älter geworden und schien etwas fremd. Das Dorf nahm ihn freundlich auf. Die jungen Leute drückten ihm kräftig und lange die Hand und blickten ihm irgendwie anders in die Augen. Sogar Andrij verhielt sich ihm gegenüber anders als früher. Er klopfte ihm auf die Schulter, blinzelte ihm listig zu und sagte lachend:

„Na, hast du deine Zeit abgesehen?“

Als wollte er sagen: Wir wissen ja, wofür.

Die Bauern meinten, mit einem anderen Unterton in der Stimme als früher:

„Er hat im Gefängnis gesessen, er weiß mehr als wir.“

Man fragte ihn: Nun, wie steht's? Was gibt's Neues? Was hört man von der Landaufteilung? Wovon reden die Leute? Und ähnliches mehr. Er war ein gern gesehener Gast.

Gafijka erfuhr von Pidpara, daß Marko wieder im Dorf war. Pidpara beklagte sich erbost:

„Schon so macht einem das Bettelpack das Leben schwer, und nun hat man auch noch den Guschtscha freigelassen.“

Guschtscha? Grafijka stockte das Herz. Hatte sie richtig gehört? Mit Ungeduld erwartete sie die Abenddämmerung und lief dann rasch heim.

Doch unterwegs traf sie Guschtscha unerwartet.

„Marko!“

Außer sich vor Freude, streckte sie ihm beide Arme entgegen. Sie umarmten einander stürmisch. Alles war so unerwartet und einfach, als hätten sie sich erst gestern getrennt.

Gafijka lachte hell und stoßweise, es klang, als reihte sie die Silbermünzen einer Halskette auf. Sie wußte selbst nicht, warum. Markos Hand lag warm auf ihrer Taille. Sein Bart kitzelte ihre Stirn.

„Sieh mal an, hast einen Bart wie ein Alter . . .“

Sie gingen zu den Weiden.

Gafijka schien irgendwie verändert, klarer, älter.

„Hast du mich nicht vergessen?“

„Nein, ich habe dich nicht vergessen.“

„Hast du auf mich gewartet?“

„Ja.“

„Und Flugblätter hast du auch verteilt?“

Seine Stimme bebte.

„Woher weißt du das? Natürlich habe ich welche verteilt. Weißt du, Marko, die Leute hier sind anders geworden. Auch bei uns war ein Streik.“

„Sieh mal an!“

Gafijka war furchtbar stolz.

„Aber gewiß doch! Die Reichen haben sich so erschrocken, daß es kaum zu sagen ist. Mein Dienstherr ging düster wie die Nacht umher, nicht einmal essen wollte er mehr. Immer wieder legte er den Löffel beiseite. ‚Nein, ich kann nicht‘, sagte er. Und immerzu hatte er Angst.“

„Na, und deinen Vater ärgert es wohl heute noch, daß ich nicht in Sibirien bin?“

Gafijka fuhr auf.

„Wo denkst du hin? Nachdem das Unglück mit meinem Vater passiert ist, hat er sich völlig verändert. ‚Die Wahr-

heit hat Guschtscha gesprochen . . .', sagt er. Wie gut, daß du wieder zurück bist. Nun werden wir es leichter haben."

„Wer sind denn ,wir‘?“

Da erzählte Gafijka Marko, wie sie den ganzen Winter lang Versammlungen abgehalten hatten, wie Prokop aus der Stadt Bücher und Flugblätter mitgebracht hatte und viele sich ihnen angeschlossen hatten. Sogar Prokops Onkel, Panas. „Erzählt doch von diesen Demokraten . . .', sagte er.

Gafijka lachte auf, als sie an Onkel Panas dachte.

„Der ist ja so komisch!“

Marko nahm ihre Hand in die seine.

„Lieb bist du!“

Gafijka wurde glühend rot, sogar im nächtlichen Dunkel konnte man es sehen.

„Wer – ich . . .“

Bald begann die Dorfjugend sich um Guschtscha zu scharen. Er wußte alles – hatte er doch im Gefängnis gesessen. Von ihm erfuhr man zum erstenmal, daß überall in den Dörfern Genossenschaften organisiert wurden. An langen Herbstabenden wurden endlose Gespräche und Wortgefechte geführt. In seiner kleinen Gruppe führte er eine Neuerung ein: gemeinsame Arbeit. Sie pflügten und droschen gemeinsam – und kamen mit allem besser und schneller zu Rande als die anderen. Wie von selbst hörten im Dorf Trunkenheit und Ausschreitungen der jungen Burschen, Schlägereien und nächtliche Gelage auf. Diejenigen, die noch vor kurzem ihr Unwesen getrieben hatten, wurden in die Arbeit und die gemeinsame Lektüre einbezogen. Sogar die alten Leute lobten Guschtscha. Sie kamen zu ihm, um zu erfahren, ob das Gutsland bald verteilt werden würde. Er mußte es doch wissen. Marko lachte. Niemand würde freiwillig Land abtreten. Wie! Das Land würde nicht verteilt werden? Was würde denn dann geschehen? Was sollten sie tun?

Nur der ehemalige Hirte vom Gutshof, Choma, hatte für alles eine Antwort bereit.

„Was tun? Totschlagen! Nicht mal ihren Samen schonen . . .“

Andrij erhob hinter Chomas Rücken den verstümmelten Arm, schüttelte ihn drohend und schrie durchdringend:

„Totschlagen und alles niederbrennen! Wenn du Honig schlecken willst, mußt du die Bienen ausräuchern . . .“

Auf wen sollten sie hören?

Guschtscha sprach von der Genossenschaft, Prokop von der Freiheit. Choma jedoch riet ihnen, zu morden und zu brennen.

Panas Kandsjuba, dessen Gestalt in dem Bauernkittel schwer und grau wie eine vom Pflug aufgeworfene Erdscholle war, schien mit den Augen traurig zu fragen: ‚Wo hin soll man gehen? Wo die Wahrheit und Gerechtigkeit suchen?‘

Er glaubte niemandem.

„Kann denn der Bauer etwas wissen?“

Wenn doch ein anderer, ein Wissender, kommen, die Hand ausstrecken und den Weg zeigen würde.

Aber ein Bauer? Was wußte ein Bauer? Der hatte ja nur sein eigenes Fell, und auch das war geflickt.

Jede Nacht gab es jetzt Feuersbrünste. Sobald es dunkel wurde und der schwarze Himmel die Erde fest zudeckte, leuchtete am fernen Horizont ein roter Feuerschein auf, und bis zum Morgen glühten die Herbstwolken wie Rosen. Zuweilen bemerkte man einen Feuerschein in weiter Ferne, dann war er kaum sichtbar und wirkte fremdartig, als gehe der Mond dort auf, doch manchmal flammte es in unmittelbarer Nähe des Dorfes auf, so daß sogar die Hütten von einem rosa Schimmer übergossen waren und die Fensterscheiben rot leuchteten.

Malanka tritt dann aus der Hütte, verbirgt die Hände unter der Schürze und betrachtet gespannt den Feuerschein. Was brennt jetzt? Wo brennt es? Die Dorfbewohner schlafen nicht, obwohl es längst Schlafenszeit ist. Sie stehen

an den Toren und lesen die Zeichen am Himmel. Aus dem Dunkel tönen die Stimmen derer, die wissen, wessen Besitztum brennt, dann verstummen sie wieder in der Finsternis.

„Auf Pereorki brennt es.“

„I bewahre! Es ist näher, 's scheint in Mlinischtschi oder in Rudka zu sein.“

„Eine Brandstiftung, das ist zu sehen . . .“

Die Hunde heulen auf den Gehöften, und die Herbstnacht ist trostlos und schrecklich.

„Gestern ist der Gutshof in Guta abgebrannt.“

„Und vorgestern hat jemand die Scheune angezündet.“

„Die Leute sagen, bis auf den Grund abgebrannt . . . nichts als Asche soll übrig sein . . .“

Es kam vor, daß ein Feuer ein zweites hervorrief. Sobald sich irgendwo der Himmel rötete, erhob sich woanders roter Nebel und breitete seine Schwingen aus. Dann glich das dunkle Dorf einer schwarzen Insel in einem Feuermeer. Der Wind trug zuweilen Rauch und fernes Glockengeläut, den Feueralarm, herüber.

Was geht da vor, du lieber Gott! . . . Alle hohen Herrschaften brennen ab, Generale, gewichtige „Persönlichkeiten“, denen man sich vorher nicht einmal nähern durfte, und niemand kann es verhindern . . .

Die Menschen wanderten des Nachts wie Schatten umher, die Kinder weinten, und das Vieh antwortete ihnen aus den Ställen. Bald erhob sich das Feuer, bald senkte es sich, als atme eine Brust; es erhob sich wie eine Garbe, zerfloß wie ein Nebel, und die Wolken am Himmel blühten wie Rosen.

Malanka bebte.

„Geh schlafen!“ sagte Andrij böse.

„Es ist so schrecklich, Andrij . . .“

„Was ist daran denn schrecklich? Es geschieht ihnen recht.“

Doch Malanka konnte nicht schlafen. Noch lange ertönte Getrappel auf der Straße, hörte man Leute reden, fiel Licht

aus den kleinen Fenstern und heulten klagend die Hunde. Des Morgens zog Rauch über das Dorf und kitzelte in der Nase. Die Dorfbewohner atmeten den Brandgeruch und blickten auf den Gutshof.

Lukjan Pidpara geht finster umher. Jede Nacht nimmt er das Gewehr von der Wand und macht sich auf den Weg zur Feldscheune. Furchteinflößend, hochaufgerichtet, geht er, gefolgt von seinem Schatten, der ihn von den Feuerbrünsten trennt, und lauscht. Unter den buschigen Brauen hervor blickt er in die Ferne, und seine Ohren fangen hellhörig das leiseste Geräusch auf. Er ist um die Scheune herumgegangen und bleibt plötzlich stehen. Irgend etwas hebt sich dunkel von den Feldern ab.

„Wer da?“

Die Felder, braunrot, geplündert, vom Sommer entkräftet, liegen in tiefem Schlaf.

Pidpara setzt seinen Rundgang fort. Von dort, aus dem Feuermeer, wehen ihm alle Ängste, alle Schrecken entgegen, doch er hält das Gewehr fest in den Händen und ruft in den Rachen der Nacht:

„Wer da? Ich schieße.“

Er steht da, kraftvoll, wie aus Eisen, und zielt in die Dunkelheit.

Ist niemand da, oder halten sie sich nur verborgen?

Er gibt Feuer.

„Ach-ach-ach...“, stöhnt die Finsternis über den Feldern, und lauter heulen die Hunde im Dorf.

Und wieder geht Pidpara umher, bewacht seine Scheune, finster entschlossen, furchtlos bereit, das Seine nicht nur mit dem Gewehr, sondern auch mit den Zähnen zu verteidigen.

Alle Tage regnete es. Die Sonne trat nur für einen Augenblick aus den Wolken auf eine hellblaue Lichtung heraus, um sich zu trocknen, sie spiegelte sich in einer Wasserlache, dann krochen wieder schwere, zerzauste Wolken auf sie zu. Eigenartig gelbe trübe Tage folgten auf die unruhvollen Nächte. Doch die Menschen verbargen sich in

ihren Bauernkitteln, schützten den Rücken mit grobem Sack-
tuch, drehten das Ziegenfell ihrer Mützen nach außen und
stapften durch den Schmutz. Früher hatte schlechtes Wetter
sie in ihre Hütten getrieben, jetzt trieb sie etwas hinaus zu
den Mitmenschen. Jeder war bestrebt, eines anderen Gesicht
zu sehen, die Stimme eines Menschen zu hören. In den
Nächten schlief man nur wenig. Die einen konnten ihren
Blick nicht von den fernen Feuersbrünsten wenden, die an-
deren trieben ihr Vieh auf die Gutsfelder und blieben wach,
um in Bereitschaft zu sein. Tatsächlich wagte es nun, nach-
dem der Verwalter sich nur mit Mühe, in zerrissenen Klei-
dern, vom Felde hatte retten können, niemand mehr, die
Pferde aufzuhalten, und so weideten diese mit gutem
Appetit die junge, vom Regen gewaschene Saat ab.

Die Leute schienen ihre tägliche Arbeit ganz vergessen
zu haben. Im Dorf herrschte ein ungewöhnliches Leben und
Treiben. Der eigene Acker kümmerte die Menschen nur
wenig. Er erschien so klein, so armselig, nicht wert, be-
achtet zu werden, und lag vernachlässigt, unbesät, ja sogar
ungepflügt da.

Auf der Dorfversammlung drängten sich die Leute: die
Bauernkittel preßten sich so dicht aneinander, daß von dem
feuchten Zeug Dampf aufstieg. Gerüchte und Gerede, man
wußte nicht, woher sie kamen, vereinigten sich und gingen
zusehends auf, wie der Teig im Backtrog. Trockne, schlaf-
lose Augen blickten jedem auf den Mund, und das Ohr
fiel aufmerksam jedes Wort auf. Was würde geschehen?
Wie würde alles werden? Überall erhob sich das Volk,
revoltierte, forderte etwas, die Arbeiter streikten, verließen
die Fabriken, die Eisenbahn verkehrte nicht. Was sollten
sie da müßig herumsitzen und darauf warten, daß sich je-
mand ihrer annahm.

Vor dem Versammlungslokal drängten sich die Zuspät-
gekommenen und bemühten sich, zur Tür hereinzukommen.

„Was schreien die denn da drinnen? Alle wollen es
hören.“

„Ihr seht doch, wie eng es ist. Für alle reicht der Platz nicht . . .“

Wenn einer von den reichen Bauern, Mandryka oder Pidpara, vorbeiging, riefen die, die an der Treppe naß wurden, ihnen spitze Bemerkungen nach.

„Geh nur hinein, da hörst du, wie man dein Land aufteilt!“

„Hör nicht hin, wirst vor Ärger abmagern!“

„Nichts wird ihnen geschehen. Der Arme verflucht seine Arbeit, und der Reiche bekommt einen dicken Bauch.“

„Der Arme verliert, der Reiche sammelt ein . . .“

„Macht nichts! Alles wird sich ändern. Auch die Schweine werden mal zum Himmel aufblicken können . . .“

„Wenn sie gesengt werden.“

Mandryka lächelte mißmutig und trippelte umher. Pidpara zog die Brauen zusammen und fluchte.

Guschtscha war häufig fort. Schmutzig und durchnäßt, doch guter Dinge, kehrte er von seinen Gängen zurück. Gafijka traf mit ihm hinter Pidparas Gemüsegarten zusammen.

„Ich war auf der Bahnstation. Dort wird gestreikt. Den zweiten Tag schon ruht der Zugverkehr. Die Arbeiter haben sich versammelt und beraten, und die anderen sind ihnen gefolgt. Auch wir müssen die Leute zusammenrufen.“

„Prokop meint das auch.“

„Wir dürfen keine Zeit verlieren.“

„Wo sollen wir uns denn versammeln?“

„Vielleicht im Wald? Drüben, auf der anderen Seite von der Schlucht . . .“

„Verständigt auch die Leute aus Jamischtsche!“

„Wir werden alle zusammenrufen!“

Marko wollte weggehen.

„Bleib noch einen Augenblick, ich möchte dir etwas zeigen . . .“

Gafijka errötete plötzlich; unentschlossen stand sie da.

„Was hast du? Zeig es doch!“

Gafijka wandte sich von Guschtscha ab und holte etwas unter ihrem Mieder hervor.

„Halt mal fest!“

Er faßte an einen Zipfel, und es entrollte sich ein rotes Nankingtuch mit der Aufschrift „Land und Frei . . .“

„Ich habe es noch nicht zu Ende gestickt.“

Sie schämte sich, sogar Tränen schossen ihr in die Augen.

„Ich habe es nur so . . . Marijka hat ihren neuen Rock aufgetrennt und hat auch gestickt, noch schöner . . .“

Sie verstummte.

Schuldbewußte Blicke suchten schüchtern Markos Augen.

Ein warmer Nebel bedeckte die Felder und füllte die lange, flache Schlucht bis zum Rande, so daß die Bäume in ihm verschwanden.

Ob es ein Baumstamm war, der sich im Walde dunkel abhob, oder ein Mensch, konnte man nur mit Mühe erraten. Nur wo eine Schulter an eine andere stieß oder wo man hinter sich warmen Atem spürte, wußte man bestimmt, daß man nicht allein war. Man ahnte nur, daß sich aus dem Nebel ein lebendiger Menschenstrom ergoß, wie Wasser in ein Tal, daß immer neue Wogen herankamen und sich vereinigten.

„Wer ist da gekommen?“

„Das sind wir, die aus Jamischtsche!“

Wieder flossen die Ströme und raschelte es weich im Walde.

„Wer da?“

„Habt keine Angst! Die gehören zu uns.“

Schon spürte man, daß in der Ferne wie auch hier Menschen atmeten, daß ein Körper den anderen berührte und daß etwas Lebendiges Nähe und Ferne vereinte, so wie eine Welle die einzelnen Tropfen umfaßt.

Wenn jemand ein Streichholz anzündete, dann tauchte für einen Augenblick ein Dutzend grauer Gesichter aus der

Dunkelheit auf, der Nebel erzitterte, und wie ein Priestergewand in der Kirche schimmerte ein gelber herbstlicher Zweig.

„Warum schweigen sie? Sie sollen reden! . . .“

„Redet . . . redet . . .“

Der riesige Körper bewegte sich leicht im Nebel, und von einem Ende zum anderen floß ein und dasselbe Blut durch seine Adern.

Es war einerlei, wer redete. Die Hauptsache war, man erfuhr endlich das, was alle die verschiedenen Gedanken vereinigen konnte, alle Hoffnungen zusammenströmen lassen und die Richtung zeigen würde, in der man gehen mußte.

„Land!“

Das Wort klang wie eine straff gespannte Saite und stimmte alle Herzen gleich.

Es war ein altbekanntes, vertrautes Wort. Das war nicht jenes graue, ausgedörrte Stückchen Land, das wie ein Blutegel dem Menschen die Kräfte aussaugt und nur Kletten hervorbringt; es war etwas Zauberhaftes, etwas Anziehendes, etwas, was von jeher die sich in Sehnsucht verzehrende Seele anlockt, in allen Regenbogenfarben im Sonnenlicht schillert, ein Traumbild, etwas Unausprechliches, das die Macht besitzt, das Schicksal abzuwenden, die Fluten des Lebens steigen und über die Ufer treten zu lassen.

Land – ein Gottesgeschenk, wie die Luft, wie die Sonne . . .

Land für alle. Doch wer hat es zu eigen?

Wer besitzt es? Der Gutsherr, der Reiche.

Die Reichen haben Ackerland, doch es gibt auch den armen Bauern, der nichts besitzt als seine Hände und Füße. Nichts als seine vier Gliedmaßen . . .

Aus dem Nebel tauchen hier und da, wie kleine Inseln, dumpfe Stimmen auf.

„Sagen wir mal so: Ich brauche Land – besitze ja kein eigenes –, und auch du brauchst Land . . . Der Gutsherr aber weiß es und erhöht die Pachtsumme . . .“

„Nicht der Gutsherr erhöht sie, wir selbst streiten uns untereinander um das Pachtland; wenn du es nicht nimmst, nehmen es die anderen. Keiner will verhungern – da zahlen wir also, was er verlangt . . .“

„So und so geht man zugrunde . . . Das Ackerland lohnt die Mühe nicht, Hungerboden bringt ungern Frucht. Und alles, was er wachsen läßt, nimmt der Gutsherr.“

„All deine Arbeit ist vergebens . . . Doch im nächsten Jahr gehst du wieder zum Gutsherrn, betrügst dich selbst.“

„Furchtbar ist er, der Tod, man entrinnt ihm nicht . . .“

„So hört doch zu, hört zu! Laßt das dumme Gerede!“

„Der Boden gehört den Werktätigen. Wer hat dem Reichen seinen Reichtum gegeben? Wir Bauern! Woher hat er seine Macht? Von uns kommt sie, von uns Bauern! . . . Unsere Großväter, unsere Väter und wir selbst haben das ganze Leben hindurch für den Gutsherrn geschuftet. Haben wir uns damit das Land nicht erarbeitet? . . .“

Und wieder tönnten Gesprächsfetzen wie angeschlagene Saiten durch den Nebel.

„Steuern müssen wir zahlen, Soldaten stellen, um unser Land gegen den Feind zu verteidigen . . . Was soll ich verteidigen, wenn ich überhaupt kein Land besitze? Macht erst einmal, daß ich Ackerland habe; Soldaten könnt ihr bekommen, wenn sie etwas zu verteidigen haben! . . .“

„Wollen wir ihre angestammten Nester zerstören, wie es die anderen machen, wollen wir die Reichen ausräuchern, damit sie es nicht wagen, zurückzukehren, dann kann die Gemeinde freier atmen, dann kommen wir auch zu Land!“

Panas Kandsjuba fühlte den heftigen Drang, auch seine Meinung zu äußern. Mehrmals schon hatte er gerufen: „He, Leute! Bauern!“, doch man hatte ihn nicht zu Worte kommen lassen.

„Sei still! Du störst nur.“

Doch er kletterte bereits, in seinem Bauernkittel unbeholfen und plump wie ein Bärenjunges, auf einen Baum, die Äste knackten sogar.

„Leute! Christenbrüder!“

„Wer ist das, der da redet?“

„Keine Ahnung . . .“

„Christenbrüder, wir haben lange gelitten. Es ist ja wahr, daß die dickbäuchigen Gutsherren uns nicht für Menschen achten, wie Löwen den Bauern anbrüllen; sie haben das Volk ruiniert und jagen uns dazu noch mit Soldaten und allerhand Polizisten. Wie die Tiere. Doch wollen wir uns noch etwas gedulden. Wollen wir auf die große Gnade und Gerechtigkeit warten.“

„Von wem denn?“

„Wir wissen Bescheid! Haben lange genug gewartet!“

Der Nebel schien aufzuwallen, als gerate etwas dort unten in Bewegung und werde sogleich an die Ufer schlagen.

„Wir haben keine Geduld mehr! Sie ist zu Ende . . .“

Panas war schon wieder vom Baum heruntergeklettert, er wandte sich schuldbewußt an seine Nachbarn:

„Was habe ich denn gesagt? Ich bin ja einverstanden . . . Ich bin mit allem einverstanden . . . Wie die andern . . .“

„s hat sich ein Schlauberger gefunden, gedulden wir uns, sagt er.“

„Ruhe! Soll der fortfahren, der begonnen hat!“

„Rede, Guschtschal!“

Unten brauste es, als führe das Frühjahrswasser Geröll mit und höhle die Ufer aus.

Und aus dem Nebel kam, wie aus einer Wolke, eine Stimme und fiel unter die Menschen.

„Alles Land gehört uns, von alters her, denn jeder kleine Erdklumpen, jeder Zoll Erde ist mit unserem Schweiß getränkt, mit dem Schweiß der Werktätigen gedüngt. Nehmen wir ihnen das Land, dann hat jeder Werkstätige genug Brot für sich und seine Kinder!“

„Das sind die einzig richtigen Worte. Nehmen wir Ihnen das Land! . . .“

Diese Worte fielen in eine so große Stille, daß man hören konnte, wie die Vögel in ihren Nestern raschelten oder in

den Wipfeln der Bäume schlaftrunken die Flügel bewegten.

Das Land nehmen!

Diese drei Worte hatten bisher auf dem tiefsten Grunde eines jeden Herzens gelegen wie ein geheimer Schatz, doch jetzt, von dort hervorgeholt, wurden sie zu etwas Lebendigem und riefen: Folgt uns, wir führen euch!

Nicht zerstören, nicht niederbrennen, sondern fortnehmen. Was das Feuer ergreift, gibt es nie wieder zurück. Gehen wir und nehmen ihnen das, was uns gehört, was uns und unseren Vätern entwendet worden ist. Wollen wir ihnen das uns bitter nötige Brot abnehmen, das sie uns, um im Überfluß zu leben, vom hungernden Mund gerissen haben.

Alle atmeten so tief auf, daß sogar der Wald Antwort gab.

Der Riesenkörper wuchs in die Höhe, als strecke er seine erstarrten Arme und Beine. Er fühlte seine Kraft. Und es ertönte in ihm wie österliches Glockengeläut: ‚Wir werden Land haben . . . Wir werden uns das Land nehmen . . .‘

Eben das Land, das sie wie ein ferner Traum lockte und sich nicht fassen ließ, das wie eine Luftspiegelung vor ihnen tanzte . . . Jetzt ist es ganz nah – streck nur deine Hand aus und ergreif es!

Und die im Wald wollten nicht auseinandergehen, wollten nicht den mächtigen Körper in Stücke reißen . . .

Unruhe herrschte im Dorf. Seit jener Nacht, da man sich im Walde versammelt hatte und beschlossen worden war, den Herren das Gutsland fortzunehmen, war schon eine ganze Woche vergangen, doch man zögerte noch. Alle warteten gespannt auf irgend etwas – doch worauf eigentlich, wußte niemand genau zu sagen. Die einen redeten dieses, die anderen jenes. Und diese Redereien zogen sich wie ein Netz ohne Anfang und ohne Ende dahin. Die Eisenbahner streikten, die Arbeiter streikten, alles ringsum schien irgend-

wie dumpf, trübe, öde, und nur die Saatkrähen verbanden durch die schwarze Kette ihrer Flügel das Dorf mit der Außenwelt.

Etwas schien ringsum vorzugehen. Es war, als nähere sich eine Gewitterwolke, doch aus welcher Richtung sie kommen, wo der Hagel niederfallen und was er zerstören würde, wußte man nicht. Schwer und beklommen atmete die Steppe in diesen düsteren Tagen, und voller Unruhe waren die langen Herbstnächte. Wenn jemand gerufen hätte: „Zu Hilfe!“, wenn unerwartet Sturmgeläut ertönt wäre oder Gewehrschüsse die stickige Luft durchpeitscht hätten, wären die Leute aus ihren Hütten gelaufen und im Nu übereinander hergefallen.

Gafijka konnte nachts nicht schlafen. Sobald die Dämmerung hereinbrach, verschloß Pidpara die Tür zum Vorraum, prüfte lange, ob die Schlösser auch hielten, und bevor er sich niederlegte, nahm er das Gewehr von der Wand und legte ein Beil neben sein Lager.

Das Licht wurde gelöscht, doch Gafijka wußte, daß der Hausherr nicht schlief. Sie hörte, wie er sich unruhig auf der Schlafbank hin und her wälzte, keuchte, sich aufsetzte und horchte.

Dann legte er sich wieder nieder und lag, angespannt lauschend, da, doch plötzlich sprang er auf und tastete mit der Hand auf dem Fußboden herum, bis er das Beil gefunden hatte. Nun wurde es wieder still, unter den Bänken piepsten Mäuse, die zum Winter schon in das Haus umgezogen waren, und auf den Wandbrettern raschelten Schaben. Doch Pidpara schlief nicht. Gafijka meinte seine offenen, in die Dunkelheit starrenden Augen zu sehen.

Endlich stand Pidpara auf und ging hinaus. Gafijkas Herz hämmerte, und im Takt seiner Schläge vernahm sie Pidparas Schritte bei der Scheune, bei den Heuhaufen oder unter den Fenstern.

Der Hausherr ging zuweilen des Nachts aufs Feld hinaus, zur Feldscheune. Dann wanderte die Herrin wieder die

ganze Nacht umher, war in Angst, stöhnte, seufzte und schlurfte in ihren Pantoffeln von einem Fenster zum andern.

Mit seinen Knechten ging Pidpara nun besser um; er schimpfte nicht, trieb sie nicht an wie früher, doch stets wurden sie von seinen mißtrauischen Blicken verfolgt, oder es erschien plötzlich, während sie sich unterhielten, hinter ihnen die schwere, einem Glockenturm ähnelnde Gestalt Pidparas und warf einen Schatten.

Gafijka fühlte sich zuweilen so bedrückt, daß sie bat, zur Nacht nach Hause gehen zu dürfen.

Malanka legte sich nicht früh schlafen. Andrij war immerfort irgendwo bei Bekannten und kehrte spät heim. Malanka aber gab sich den ganzen Abend über ihren Träumereien hin. Irgend etwas würde geschehen. Etwas Herrliches würde kommen und das Leben verändern. Ein Ereignis würde ganz plötzlich eintreten – wenn nicht heute, dann morgen. Sie hatte keine Lust, etwas zu tun, legte, als wäre Sonntag, ihre Hände in den Schoß und sticte mit Worten verschlungene Muster. Sie stellte sich mit Gafijka in die offene Hütten-tür und beobachtete lange, wie überall im Dorf in den Fenstern Licht schimmerte. Dort, in jeder Hütte, wartete man ebenfalls auf irgend etwas, war man bereit, aufzu-flammen wie trockenes Reisig. In jeder Hütte blühte Hoff-nung, wuchsen Erwartungen.

Und wahrscheinlich war noch nie so viel Petroleum ver-braucht worden wie in diesen langen, von Unruhe erfüllten Herbstnächten.

Der Wind brauste in Stößen über das Land, erstickte die Stimmen und heulte, und die bleiche Sonne, die einen Augenblick hinter den Wolken hervorlugte, streute ihr letztes Gold auf die Erde.

Gafijka griff nach den Wäschestücken, die der Wind wie eine Herde weißer Gänse über den Hof verstreut hatte. Ein Hemd der Hausherrin blähte und bauschte sich auf; rund, wie schwanger, trieb es dahin und haschte mit den Ärmeln

nach der Erde. Der Wind pffif um Gafijkas Ohren, und es schien ihr, als werde sie gerufen.

Nein, da rief sie tatsächlich jemand beim Namen. Sie blickte sich um.

Am Tor stand Prokop und winkte ihr zu.

„Was gibt's?“

Sie verstand nicht, was er sagte.

„Was ist?“

„Hol deine Fahne!“

Vor dem Tor hatte sich eine Menschenmenge angesammelt. Malanka war dabei mit ihren dünnen Armen, der ungeschlachte Panas Kandsjuba, und da waren auch die Kinder, die wie Spatzen am Flechtzaun umhersprangen.

„Beeil dich und bring sie schnell her!“

„Was ist geschehen?“

Gafijka stürzte ins Haus.

Einige Hände streckten sich Gafijka entgegen, doch Prokop ergriff selbst die Fahne.

Er band das rote Nankingtuch bereits an die Fahnenstange.

In der Menge wurde ungeduldiges Stimmengewirr laut. Lange hatte man darauf gewartet, doch nun war es da: das Manifest war erschienen.

Pidpara stand, schwarz wie ein Schatten, auf der Schwelle seines Hauses, lehnte die Schulter an den Türpfosten und schaute schweigend zu.

Endlich wurde die Fahne hochgehoben.

Das rote Fahnentuch flatterte im Winde, und die aufgestickten Worte sprangen, als wären sie lebendig, auf und ab.

Land und Freiheit!

Alle blickten nach oben, und etwas wie ein Seufzer zog über die Menge hin.

Die Menschen setzten sich wieder in Bewegung. Gafijka hatte ihre Wäsche vergessen. Sie schritt wie im Traum mit der Menge vorwärts. Etwas hatte sich ereignet: etwas Er-

wärtetes und Ersehntes, doch nicht ganz Verständliches. Irgendein Manifest war erlassen worden.

Neben ihr ging Prokop. Ihr war, als sei er plötzlich gewachsen; seine großen, verarbeiteten Hände hielten ruhig die Fahnenstange, sein Schritt war fest.

Aus dem grauen Stimmengewirr lösten sich einzelne Worte:

„Gott sei Dank, endlich erleben wir es! . . .“

„Alle werden was bekommen, für alle wird es reichen!“ rief Malanka hell. Der Wind griff diese Worte auf und warf sie zurück:

„Für alle wird es reichen, unser Land . . .“

„Jetzt, mein Lieber, wird der Wolf Schafstränen weinen müssen.“

Von Andrijs rotem Gesicht hoben sich die weißen Schnurrbartspitzen, zwei Tauben gleichend, hell ab.

Panas Kandsjuba strahlte.

„Andrij, jetzt wollen wir dem Gutsherrn Bundschuhe anziehen! . . .“

„Gewiß!“

Die Flechtzäune entlang spritzte der Schmutz unter roten Kinderfüßen auf.

Die Kinder liefen voraus und riefen mit hellen Stimmen:

„Land und Freiheit! Land und Freiheit!“

Die Fahne flatterte wie eine Flamme im Winde.

Aus den Hütten strömten Menschen. Sie nahmen ihre Mützen ab, bekreuzigten sich und schlossen sich dem Zuge an. Die Leute, die entgegenkamen, wurden zur Umkehr bewogen.

„Zum Gemeindehaus! Dort ist ein Manifest!“

Die Menge füllte die ganze Straßenbreite aus.

Etwas Neues war in den Menschen. Die tiefliegenden Augen glühten in den grauen Gesichtern wie Wachskerzen im Dunkel einer Kirche. Gafijka glaubte jede Seele und jeden Gedanken wie ihre eigenen zu verstehen. Etwas Feierliches war im Flattern der Fahne, in der stillen Wehmut der

herbstlichen Sonne und in den freudig erregten Gesichtern. Es war, als brannten in einer Frühlingsnacht Wachskerzen in den Händen und als flöge der Ruf „Christ ist erstanden“ zu den Sternen empor.

Plötzlich blieben die ersten Reihen stehen.

Um eine Straßenecke bog ein zweiter Menschenstrom und versperrte den Weg. Auch ihm wehte eine rote Fahne voran.

Prokop hob seine Fahne hoch in die Luft.

„Land und Freiheit!“

„Land und Freiheit! Seid begrüßt, wir wünschen euch Glück!“

„Das wünschen wir euch auch . . .“

Die beiden Ströme vereinigten sich.

Malanka umarmte bereits die Frau des Schmieds.

„Liebe Gevatterin, liebe . . .“

Die Stimme versagte ihr.

Sie küßten einander. Malankas dürre Arme legten sich zitternd um die dicken Hüften der Frau vom Schmied.

„Dem Herrgott sei gedankt, endlich . . .“

Der Wind riß der Schmiedsfrau eine Träne von der Nasenspitze. .

Sie zogen weiter. Nun schwebten der Menge zwei Fahnen vereint voran. Sie wogten und wanden sich wie eine vom Wind beflügelte Flamme.

Die Menschen drängten sich so dicht an das Gemeindehaus heran, daß alle die Bauernkittel zu einer einzigen Woge zusammenflossen und das Atmen schwerfiel. Auf der Außentreppe stand Guschtscha und verlas ein Dokument. Er war bereits ermüdet und heiser, doch die, die später gekommen waren, wollten auch hören. Die weiter hinten Stehenden reckten die Häuse in die Höhe und legten die Hände an die Ohrmuscheln. Die Vorderen ließen niemand durch, weil sie noch einmal hören wollten. Doch immer neue Reihen kamen heran und preßten sich an die vorderen.

„Was liest er denn da – Freiheit, Freiheit, und wo bleibt das Land?“

„Hörst du es denn nicht? Er liest doch nur vom Land.“

Die kleine Malanka war ganz in der Menge eingekeilt. Umgeben von Wärme und den Ausdünstungen der Menschenleiber, fühlte sie sich ausnehmend wohl. Sie hörte gar nicht hin. Wozu auch? Sie wußte es auch so. Alle wußten es doch schon, daß man das Land den Bauern gegeben hatte. Besser, als hier zu stehen, wäre es, wenn alle gemeinsam auf das Gutsland gingen und mit dem Pflug Furchen zögen. Damit sie so schnell wie möglich sähen, wie er sich in die unermeßlich weiten Felder eingrub, eine Scholle nach der anderen umlegte und den Bauern ihr Ackerland zuteilte. Dies dort gehört dir und das hier mir . . . Allen gleich . . . Doch sie stehen immer noch hier! So seht doch! Selbst Andrij hat seine verkrüppelte Hand hochgehoben, zeigt sie den Bauern, damit sie ihn nicht vergessen. Hatte er nicht vor kurzem noch das Land verflucht? Nun ja, das war vorbei. Jetzt war das Land gütig, es trug ihm das Böse nicht nach, zürnte ihm nicht. Das Ackerland selbst lächelte Malanka zu, sprach mit ihr. Wie das Stoppelfeld im Sonnenlicht rötlich schimmerte und leuchtete! v

Beim Gemeindehaus hatten sich alle Bauern des Dorfes versammelt.

Das Dorf war verödet. Die schmutzigen Wege wanden sich vereinsamt zwischen den Hütten, als kröchen schwarze Schlangen dahin, der Wind riß Stroh von den Dächern, und auf den aufgewühlten Beeten der Gemüsegärten ließen sich Wolken von Krähen nieder.

Eine Bauersfrau, die aus ihrer Hütte herausgekommen war, hielt sich an der Wand fest und schrie erbost in die Leere:

„Wo sind denn alle? Brennt's denn? Wie?“

Niemand antwortete ihr. Nur der Wind rüttelte an den Türen der verlassenen Hütten, Kühe irrten in den Höfen umher, und Hunde balgten sich in Blätterhaufen.

Nach und nach kehrten die Bauern von der Versammlung zurück.

Zwei gehen die Straße entlang.

„Hast du gehört? Freiheit soll es geben, doch was für eine Freiheit?“

„Wie soll ich das wissen? Die Freiheit, die Gutsherren totzuschlagen.“

„Ich hab es ja gleich begriffen. Freiheit ist uns gegeben worden, damit das einfache Volk die Herren ausrottet. Die also, die von den Bauern ernährt werden . . .“

Bauersfrauen meinen:

„Wenn man dem Herrn das Gut wegnimmt, nehme ich mir eine braune Kuh.“

„Und ich brauche nur ein Paar Gänse zur Aufzucht. Gute Gänse . . .“

„Es wird schon was zu holen sein. Wenn wir es nicht nehmen, nehmen es fremde Leute, und er ist doch unser Gutsherr . . .“

„Aber sicher. Das, was uns gehört, geben wir niemand anderem.“

Junge Burschen erfüllten plötzlich die Dorfstraße mit Gesang.

Sie blieben vor den Häusern der reichen Bauern stehen, hoben die Fahne hoch und riefen laut die Losungen:

„Land und Freiheit!“

„Wenn sie sich verkrochen haben, sollen sie es wenigstens hören! Das schmeckt ihnen wie dem Hund der Pfeffer . . .“

Guschtscha und Prokop wurden fast in Stücke gerissen. Wie wird es denn werden? Wird man bald anfangen, das Land aufzuteilen? Wird man uns das gekaufte Land wegnehmen?

Marko sprach heiser und konnte kaum so schnell antworten, wie die Fragen von allen Seiten kamen. Prokop war ruhig wie immer.

Malanka zerrte an seinen Rockschoßen.

„Prokop, hör doch mall . . . Ich bin es, Malanka . . . So wartet doch, Leute, laßt mich was sagen! Hörst du, Prokop, hörst du . . . Sorg doch dafür, daß man mir recht in der Nähe

ein Stück Land zuteilt, dort, wo Weizen wächst . . . Sieh zu, vergiß es nicht . . . Hörst du, Prokop, ja?“

Sie verneigte sich immerzu, dürr und klein, erfüllt von einem einzigen unbezwingbaren Wunsch.

Jeder Tag brachte irgendeine Neuigkeit. Hier hatte man einen Gutshof bis auf die Grundmauern zerstört, dort eine Brennerei oder eine Zuckerfabrik niedergebrannt, anderswo waren die Gutswälder abgeholzt und das Gutsland umgepflügt worden. Und niemand wurde dafür zur Verantwortung gezogen. Die Gutsherren ergriffen, um ihr Leben zu retten, die Flucht, verschwanden vor dem Angesicht des Volkes wie Stroh im Feuer. Jeden Tag trug der Wind neuen Rauch herbei, jeden Tag verbreiteten die Menschen neue Berichte – und niemand wunderte sich mehr darüber. Was gestern ein Gerücht war, war heute eine Tatsache – was konnte einen denn daran wundern? Wirklich, die Brennerei des jungen Herrn Ljolja, der Hof des Gutsherrn waren allen ein Dorn im Auge. Worauf wartete man eigentlich noch?

„Sind wir denn schlechter als die andern? Wir haben es doch schon beschlossen.“

Man war unzufrieden, doch Guschtscha und Prokop übten immer noch den entscheidenden Einfluß aus.

Dennoch spannte des Abends dieser oder jener die Pferde vor den leeren Wagen und verließ bei Anbruch der Nacht heimlich das Dorf. Manche machten sich auch zu Fuß auf den Weg. Sie steckten ein Beil hinter den Gürtel, nahmen einen Sack unter den Arm und gingen querfeldein in die Nachbardörfer, um etwas vom Hab und Gut der Herren an sich zu bringen. Nachts rollten unaufhörlich mit Säcken voll Korn, Kartoffeln und Zucker beladene Wagen über die schmutzigen Wege. Wer als Fußgänger ausgezogen war, kehrte als Reiter auf feurigen Rossen heim oder trieb eine Kuh vor sich her. Am nächsten Tage schlief man bis zum Mittag, und nur an den mistbeschmierten Wagenrädern errieten die Nachbarn, daß dieser oder jener in der vergange-

nen Nacht auf Beute ausgezogen war. Zuweilen spielten die Kinder mit neuartigem Spielzeug: mit Scherben von Medizinfläschchen und mit Türklinken, oder es geschah, daß eine junge Frau sich aus dem Stoff, mit dem die gutsherrlichen Möbel bezogen waren, um den Neid der anderen zu erregen, eine prächtige Haube nähte.

Auch Malanka zog auf Beute aus.

Unter größter Anstrengung, keuchend und stöhnend, schleppte sie einen kleinen Sack mit Mehl heran.

Andrij verzehrte gierig schmackhaftes Gebäck und lobte sie immerzu. Malanka jedoch aß nicht davon.

„Warum ißt du nicht?“ fragte Andrij erstaunt.

„Ich kann nicht. Es ist fremdes Gut.“

„Warum hast du es denn dann genommen?“

„Alle haben was genommen, und da nahm auch ich.“

Das Mehl erfüllte Malanka mit einer Unruhe, als läge ein Leichnam in der Hütte. Sie wußte nicht, wo sie es hintun sollte. Die Reichen hielten sich verborgen. Es war, als gäbe es sie überhaupt nicht im Dorf.

„Unsere Herren Großmäuler sind ja gar nicht zu hören, haben wohl Angst und sitzen fein still in ihren Häusern“, meinten die Bauern und lachten.

Doch dort, wo es ihrer viele gab, dort schwiegen sie nicht. Panas Kandsjuba, der aus dem Dorf Peski von einem Besuch bei seiner Schwester zurückkehrte, erzählte:

„Ich komme ins Dorf, es ist Alltag, und doch gehen die Leute in die Kirche. Sie halten mich an, fragen mich aus – was und warum, weshalb ich gekommen bin und zu wem ich will. Sie musterten mich, als wäre ich ein Dieb. Na schön! Der Schwager ist auch in der Kirche. Meine Schwester kann sich kaum auf den Beinen halten, schwankt im Gehen, ihre Augen sind gerötet und trübe. Ach du lieber Gott . . . ,Was fehlt dir?“ frage ich sie. „Bist du krank?“ Da weint sie und sagt: „Nein, krank bin ich nicht, aber ich fürchte mich so. Die Schlaflosigkeit hat mich ganz erschöpft. Die fünfte Nacht schon schlafen wir nicht, löschen das Licht nicht, haben Angst

einzuschlafen. Wir warten darauf, daß sie kommen . . .‘ – ‚Auf wen wartet ihr?‘ – ‚Auf die Habenichtse. Sie haben sagen lassen: »Wartet nur auf uns, wir werden alles niederbrennen! Damit es keine Reichen und keine Armen mehr gibt, sondern nur noch Mittlere.« Angst haben die Leute. Tagsüber geht es noch, da sieht man, wer zu Fuß, wer gefahren kommt, doch wenn es Nacht wird, sind wir auf der Hut. Gestern trat der Meine auf die Straße hinaus, die Sonne ging gerade unter, plötzlich kommt jemand zu Pferde angesprengt. Der Meine schnell auf den Kirchturm, läutet Sturm. Der Schreck fuhr mir in alle Glieder. Das sind sie, die Mordbrenner. Die Leute liefen zusammen, die Berittenen wurden von ihren Pferden gezerzt, gefesselt und zum Gemeindehaus gebracht. »Ihr wollt uns wohl den roten Hahn aufs Dach setzen? Schlagt sie nieder!« Die rufen: »Wir jagen ja selbst hinter den Mordbrennern her.« Doch keiner glaubt ihnen. Der Kirchenvorsteher hat sie dann gerettet. Wenn er sie nicht erkannt hätte, wären sie erschlagen worden.‘ So berichtete meine Schwester, und dabei zitterte sie am ganzen Körper. Ach du lieber Gott . . .

Na, und dann kam mein Schwager aus der Kirche. Unter den Augen blaue Schatten, ganz elend sah er aus. Na schön. ‚Was habt ihr denn heute für einen Feiertag?‘ frage ich ihn. ‚Wir haben keinen Feiertag, die Leute haben eine Bittmesse lesen lassen, damit Gott das Unheil abwendet. Gott allein kann uns retten.‘

Nun, wir sitzen also beisammen, unterhalten uns über dieses und jenes, doch ich sehe, wie der Schwager dabei immer wieder einnickt. Auch meine Schwester muß sich immer wieder die Augen reiben, damit sie noch ein Wort rausbringt. Unterdessen war es schon dunkel geworden – die Tage sind ja jetzt kurz –, wir aßen zu Abend, das Licht brannte. Es wäre an der Zeit gewesen, schlafen zu gehen, doch sie tun es nicht. Ich trete vors Haus – überall im Dorf brennt Licht, niemand legt sich nieder . . . Ach du lieber Gott . . . Ganz anders wurde mir zumute, ganz unheimlich.

Und meine Verwandten sitzen da und wachen. Raschelt eine Maus unter der Bank, spitzen sie schon die Ohren. Es ist schon spät in der Nacht, es lohnt nicht mehr, sich hinzulegen; sie schlafen nicht. Wir hören die Hähne krähen und sehen durchs Fenster, wie überall im Dorf in der nächtlichen Dunkelheit Licht blinkt. Plötzlich kracht es – bum! Irgend jemand hatte einen Gewehrschuß abgefeuert. Der Schall hallte durch das Dorf. Na schön! Meine Schwester erstarrt vor Schreck, sie hat die Hände an die Brust gepreßt, der Schwager springt auf, stürzt in den Vorraum, packt eine Mistgabel und ist auf und davon. Ich ihm nach. Ich laufe und sehe, wie alle aus den Häusern stürzen. Der eine hält ein Beil in der Hand, der andere eine Mistgabel, der dritte ein Gewehr. Ach du lieber Gott . . . Wohin soll man laufen? Wo ist der Schuß gefallen? Wer hat ihn abgefeuert? Wir liefen aus dem Dorf, da standen irgendwelche Leute. Ohne zu fragen, werfen wir uns auf sie und schlagen auf sie ein. Wir droschen unbarmherzig auf sie ein, bis wir sie verjagt hatten. Bis zur Morgendämmerung schlief niemand mehr, und am Morgen gingen wir dann und sahen uns die Stelle an. Acht lagen da, erledigt, einer war noch warm und stöhnte . . . Ach du lieber Gott . . .“

Es war angesagt worden, daß sich alle auf dem Platz vor dem Gemeindehaus versammeln sollten. Guschtscha kam früher. Er ging beunruhigt vor der Außentreppe auf und ab und spähte nach allen Seiten. Prokop war schon da.

„Sie kommen immer noch nicht“, sagte Marko besorgt.

„Es ist noch früh, sie werden schon kommen.“

Doch auch Prokop war unruhig. Es war nicht leicht, das Volk zu beschwichtigen. Ringsumher fanden Pogrome statt, lohten Brände. Sie jagten wie ein Feuersturm, der alles in seinen Sog riß, durch die Dörfer. Die Leute wollten nicht hinter den anderen, den Nachbarn, zurückstehen, und es kostete nicht wenig Mühe, sie im Zaum zu halten. Doch Guschtscha und Prokop hatten gesiegt. Sie bewiesen den Bauern, daß es nicht nötig sei, das Volksgut zu verbrennen

und zu zerstören. Nicht der Gutsherr hatte die Häuser errichtet – Bauernhände hatten Balken an Balken, Träger an Träger gefügt, und all das sollte nun den Bauern zum Nutzen gereichen. Heute mußte es sich entscheiden, wer gesiegt hatte – sie oder Choma, der dazu aufstachelte, alles zu vernichten und niederzubrennen.

Nach und nach kamen die Leute heran. Es erschien Semjon Mashuga an der Spitze eines ganzen Haufens. Panas Kandsjuba führte ebenfalls einen Trupp Bauern herbei. Der Platz füllte sich mit Menschen und Lärm. Marko drückte allen die Hand, etwas benahm ihm den Atem, es schnürte ihm die Kehle zu, und als er seine eigene Stimme hörte, erkannte er sie nicht wieder.

„Ist auch die Fahne da?“

„Hier ist sie!“ erwiderte Mashuga, entrollte die Fahne und hob sie in die Höhe.

„Sind alle gekommen?“

„Ja, alle.“

Der Zug hätte sich nun in Bewegung setzen können. Doch die Versammelten blieben stehen. Erst als die Fahne flatterte und still in der Luft schwebte, setzte sich die Menge in Bewegung. Die Füße schurrten durch den Straßenschmutz, es klang, wie wenn Krebse in einem Sack raschelten, und die schiefstehenden, armseligen, schäbigen Hütten blickten erstaunt auf diesen Menschenstrom.

Der leere Gutshof lag in tiefem Schlummer. Nur die Hunde begannen zu knurren und verkrochen sich dann.

Die Menge ergoß sich durch das Tor auf den Hof wie Wasser durch einen Flaschenhals. Der Kutscher trat aus dem Pferdestall. Guschtscha befahl ihm, den Gutsherrn zu rufen.

„Der Gutsherr ist nicht da.“

„Wo ist er denn?“

„Er ist heute nacht geflüchtet.“

Eine Welle der Erregung ging durch die Menge.

„Geflüchtet? Na schön! Dann soll der Verwalter herauskommen.“

Jan trat bleich, ohne Mütze aus dem Büro. Seine kalten Augen blickten beunruhigt auf die Menge. Unwillkürlich wich er zurück. Doch Guschtscha befahl ihm stehenzubleiben, zog ein Schriftstück aus der Tasche und begann es auseinanderzufalten. In der ungewöhnlichen Stille hörte man nur das Knistern der Papierbogen. Es schien, als beschäftige sich Guschtscha zu lange damit. Schließlich räusperte er sich, richtete sich auf und begann mit hoher, fremd klingender Stimme, das Schriftstück zu verlesen. Allen war der Beschluß schon bekannt, doch er erschien ihnen jetzt neu und feierlich wie die Worte, die sie in der Kirche hörten . . . Ja, so stand die Sache. Sie wußten bereits, daß vom heutigen Tage an das Gutsland nicht mehr dem Gutsherrn, sondern ihnen, den Bauern, gehörte, daß das Volk es wieder in seinen Besitz nahm. Es nahm das Feld und die Flur, geheiligt durch die Mühen der Ahnen und Enkel, zurück.

Alle lauschten schweigend, mit angehaltenem Atem.

Guschtscha hatte geendet und wandte sich nun an Jan.

„Wir brauchen dich nicht mehr. Pack deine Sachen und scher dich fort!“

Jan wollte etwas sagen, doch er vermochte es nicht. Seine blaß gewordenen Lippen bewegten sich, ohne einen Laut hervorzubringen, und seine zitternden Hände schienen irgend etwas zu suchen.

Er wankte und ging taumelnd wie ein Betrunkener ins Büro.

Doch er blieb nicht dort. Kurz darauf stürzte er heraus, blickte angstvoll in die Menge und rief heiser:

„Mussij! Spann die Kalesche an!“

Panas Kandsjuba brauste empört auf:

„Eine Kalesche! Einen Mistwagen willst du wohl nicht? Hört doch, Bauern, er will eine Kaleschel!“

Die Menge schien wie aus einem Schlaf zu erwachen. Man hörte Lachen.

„Sieh mal einer an, was er alles will! Seine Zeit ist um . . .“

„Er kriegt keine Kaleschel!“

„Mussij, spann einen Leiterwagen an!“

„Den, auf dem Mist gefahren wird.“

Mussij stürzte zu einem Leiterwagen.

Doch Jan wollte nicht.

„Ich brauche keine Pferde. Laßt mich, ich gehe zu Fuß!“

„Mach, daß du wegkommst . . .“

Der Verwalter rückte seine Mütze zurecht und schob sich seitwärts durch die Menge. Seine Augen, die unerwartet aufgeschreckten Fliegen ähnelten, blickten entsetzt in jedes Gesicht, an dem er vorbeikam, die Hände hielt er abwehrbereit, doch niemand rührte ihn an. Als Jan schließlich hinter dem Tor verschwunden war, atmeten alle erleichtert auf, als wären sie von einem Staubkorn befreit, das ihnen ins Auge geraten war.

Nun mußte man das Gut in eigene Verwaltung nehmen.

„Wie wollen wir das durchführen?“

„Wir werden drei Vertreter wählen. Sollen die wirtschaften. Dann werden wir weitersehen.“

„Ja, drei genügen. Prokop, Guschtscha und vielleicht Besik . . .“

„Nein, besser Mashuga . . .“

„Schreibt die Urkunde!“

Olexa Besik stellte einen Tisch in die Mitte des Hofes. Guschtscha nahm daran Platz.

Es war ein grauer Herbstmorgen. Alles ringsum war grau. Der Himmel, das weite Land, die kahlen Kirschbäume hinter dem Haus, die Gebäude und die Bauern. Der würzige Geruch von Pferdemit und frischen Äpfeln hing in der Luft.

Stimmengewirr stieg von der Menge auf. Malanka gab keine Ruhe. Es mußte unbedingt aufgeschrieben werden, daß das Land schneller aufgeteilt werden sollte, wozu noch warten. Man hatte schon lange genug gewartet. Sollte jeder erfahren, was ihm gehörte und wo sein Acker lag. Ihre Augen funkelten, und sie wurde allen lästig. Der Duft der Äpfel kitzelte in der Nase. Warum sollte man nicht davon kosten? Wenn es auch Volksgut war, wie Guschtscha sagte,

so befanden sich im Gutshaus doch sicher viele interessante Dinge: Liköre, weiche Kissen, Geschirr und allerlei wunderhübsche Nippsachen, die ein Bauer nie zu Gesicht bekam. Sollte denn wirklich all das dort an seinem alten Platz bleiben? Die jungen Frauen blickten durch die Fenster. Als errate sie die Wünsche, holte die Wirtschafterin zwei Körbe mit Äpfeln aus dem Keller und bewirtete alle damit.

Unterdessen hatte Guschtscha die Urkunde abgefaßt. Es dauerte lange, bis alle an den Tisch getreten waren und die schweren Arbeitshände bedächtig Krakelfüße gemalt oder ein Kreuz gezeichnet hatten, damit es für alle Zeiten halte.

Prokop rief alle Gutsangestellten zusammen und nahm die Schlüssel an sich.

„Wer der Dorfgemeinde nicht dienen will, kann das Gut verlassen.“

Die Wirtschafterin und der Kutscher wollten nicht bleiben. Man hielt sie nicht zurück.

Der Gutshof leerte sich nach und nach. Es blieben nur die drei Gewählten: Prokop, Guschtscha und Mashuga. Das Gut war nun in die Hand des Volkes übergegangen.

Keiner war so aufrichtig um die Erhaltung des „Volkeigentums“ besorgt wie Prokop. Tagaus, tagein lief er zwischen dem Kornspeicher und dem Pferdestall, zwischen dem Viehhof und der Dreschteme hin und her, teilte den Arbeitern das Essen, den Pferden ihren Hafer und dem Federvieh sein Körnerfutter zu. Überall sah er selbst nach dem Rechten und brachte Verfahrenes in Ordnung. Und alles trug er in ein Notizbuch ein, damit man wußte, was in welcher Menge wofür verausgabt wurde. Er schüttelte den Kopf und wunderte sich. Was herrschte nur für eine Unordnung! Nein, der Gutsherr war doch ein schlechter Wirtschafter gewesen. Das Hab und Gut verkam, wenn kein Auge darüber wachte. Das Korn mußte gedroschen werden, doch die Dreschmaschine war bis heute noch nicht in Ordnung gebracht worden. Die Pflüge waren verrostet, neue Pflugscharen waren nicht vorhanden, und die Pferdegeschirre waren zerrissen. Alles er-

forderte Arbeit und Geld, doch Geld war keins da. Es wurde eine Beratung abgehalten, und Prokop machte sich auf den Weg, um den Weizen zu verkaufen.

Alle drei siedelten ins Büro über, in die Räume, die der Verwalter bewohnt hatte. Prokops Frau verlangte, daß ihr Mann die Nächte zu Hause verbrächte. Es schien ihr absonderlich, daß der Hausherr nicht in der eignen Hütte war, doch er wollte nichts davon wissen: er war ja von der Dorfgemeinde gewählt worden.

Nachts konnte er keinen Schlaf finden. Er verließ das Büro, trat in das undurchdringliche Dunkel der Herbstnacht und lauschte, wie der Nachtwächter die Stunde schlug. Es war ihm sonderbar und gleichzeitig froh zumute. Noch vor kurzem hatte er davon nur träumen können, jetzt hatte sich sein Traum erfüllt. Das Leben hatte den Menschen das Gesicht zugekehrt. Die Gerechtigkeit hatte ihnen in die Augen geschaut. Es würde nicht mehr Arme und Reiche geben. Die Erde würde allen Nahrung geben. Das Volk würde selbst der Schmied seines Glückes werden, wenn man es nur nicht dabei störte. In jenen Häusern aber, in den Gemächern des Gutsherrn, durch die ein einzelner unersättlicher, gieriger Mensch gewandert war, würde nun Unterricht gehalten werden. Hier würden sich die Bauern versammeln, dort würden Vorträge gehalten werden. Ein neues Leben erstand vor ihm, die Nacht war gewichen, die Fenster waren hell erleuchtet, der Lärm ließ die Wände sich weiten und die Brust sich straffen . . .

Die Morgendämmerung war noch nicht angebrochen, als Prokop schon die Gutsarbeiter weckte und mit den Schlüsseln klirrte.

In der Hand hielt er stets ein weiß schimmerndes Notizbuch. Er trug darin eine jede dem Volk gehörende Kopeke, eine jede Ähre ein.

Aus dem Dorf kamen Leute.

„Na, wie steht es mit unserer Wirtschaft?“

Alle interessierten sich dafür, wie die Wirtschaft geführt

wurde und was die Verwalter taten; ob es besser wäre, das Land unter die Bauern aufzuteilen oder vielleicht die Äcker gemeinsam zu bestellen und dann erst das Korn unter sich aufzuteilen. Malanka verlangte fast schreiend, mit schriller Stimme, man solle das Land so schnell wie möglich aufteilen. Den Besuchern wurden Erklärungen gegeben, sie wurden auf die Dreschtenne, zum Viehhof geführt, und es wurde mit ihnen beratschlagt, wo neue Gebäude errichtet werden sollten.

„Hier müßte man eine Schule bauen“, meinte Prokop.

Doch Guschtscha ging noch weiter:

„Eine Schule haben wir schon, bauen wir lieber eine Volkshochschule.“

Die Besucher gaben zu allem ihre Zustimmung: zu der Schule und auch zu der Hochschule. Mochten die Bauern lernen, das war doch nicht nur Sache der Herren.

Panas Kandsjuba blickte auf die Felder, die sich vom Hoftor bis zum Horizont erstreckten, und seufzte fortwährend. Es ärgerte ihn, daß der Gutsherr geflüchtet war und daß er den Herrn nicht in Bundschuhen zu sehen bekam.

Auf den Feldern aber streiften ständig Gestalten umher, die sich schwarz von dem grauen Himmel abhoben. Es waren Ungeduldige, die den Boden maßen, um festzustellen, wieviel jeder bekommen würde.

Malanka stelzte, vornübergebeugt, den Rock geschürzt, wie ein Reiher über den lehmigen Boden.

Choma lachte, es war ein böses Lachen.

„Ihr hütet das Hab und Gut des Gutsherrn? Hahaha! Hütet es nur, bewacht es nur, damit es nicht verkommt! Der gnädige Herr wird euch ‚Danke schön!‘ sagen, wenn er zurückkommt. Aber sicher . . .“

Seine grünlichen Augen sprangen wie Frösche im Sumpf.

„Ihr meint, der Gutsherr ist geflüchtet, und damit ist er auch erledigt, wie? Von wegen! So einer geht nicht unter. Er wird so viele Kosaken herjagen, daß das ganze Dorf voll

von ihnen ist, und ehe man sich's versieht, sitzt er wieder drin, in seinem warmen Nest. „Ich danke euch, Bauern, daß ihr mir mein Hab und Gut erhalten habt!“ Auf deinem Rücken wird er seine Dankbarkeit verewigen. Nein, wenn ihr was tun wollt, so macht es so, daß er keine Lust mehr hat, zurückzukommen, daß die gähnende Leere ihm einen Schlag vor den Kopf versetzt. Macht alles dem Erdboden gleich, macht alles kahl wie eine Handfläche . . .“

Choma tippte mit seinem groben Finger auf seine eine Handfläche.

„So! . . . Wie die Handfläche.“

Diejenigen, die von den Kühen, den Zuchtgänsen und dem übrigen Hab und Gut des Herrn träumten, griffen Chomas Worte begierig auf.

Recht hatte er! Wenn Guschtscha nicht Flausen im Kopf hätte, würden sie von allem haben, wie andere Menschen. Wer wußte, ob das Land einmal aufgeteilt werden würde oder nicht, was für einen Nutzen aber hatten die Bauern inzwischen von alldem?

Andrij erhob seine verstümmelte Hand.

„Wo bleibt denn da die Gerechtigkeit? Man tut uns sonst etwas an, und womit zahlen wir es ihnen heim?“

Dabei blickte er zur Brennerei hinüber. Es reizte ihn, daß sie noch dastand, daß ihr Schornstein stolz emporragte und daraus – wie zum Spott – lustig Rauch aufstieg.

„Der Gutsherr ist geflohen, aber den Ljolja hat man zurückgelassen – damit die Herren nicht alle werden. Möge der gnädige Herr nur weiter Schnaps brennen. Hehel!“

Choma kochte vor Wut, er atmete schwer.

„Klar! Die Brennerei bleibt stehen, wo sie gestanden hat, was kann man da machen!“

Doch Choma wußte, was zu tun war. Sein Rat lautete kurz und bündig:

„Niederbrennen!“

Und das „Niederbrennen!“ fuhr wie ein Windstoß zwischen seinen Zähnen hervor.

Es schien fast ein Wunder, daß die Brennerei noch stand. Sie war aber allen ein Dorn im Auge. Überall in den Dörfern hatte man mit den Gutsherren kurzen Prozeß gemacht, überall rauchten Trümmerstätten, doch hier stand noch eine unversehrte Brennerei. Wohin man auch blickte – sie drängte sich einem direkt auf. Hier sah man den Schornstein, dort zog, sich wie eine zottige schwarze Schlange windend, Rauch durch die Luft. Nachts ertönte die Sirene und leuchteten die Fenster wie Wolfsaugen; nichts hatte sich in der Fabrik geändert, als wäre nichts geschehen. Was für eine Plage! Jetzt herrschte Bauernrecht, nicht Herrenrecht. Überall hatte man die Herren vernichtet – und alles war gut abgelaufen. Sogar die Unbeteiligten lachten ja schon. Wenn Prokop und Guschtscha nicht gewesen wären, hätte alles schon längst ein Ende gefunden. Na, und der junge Herr Ljolja? Was hatte man von dem? Wie er bisher dem Volk das Blut ausgesaugt hatte, würde er es auch in Zukunft tun. Andrij hatte er schweres Leid zugefügt. Sollte man wirklich darauf warten, bis anderen das gleiche widerfuhr?

Andrij erging sich nach wie vor in Klagen, doch jetzt wurde seine verkrüppelte Hand zu einer Losung.

„Seht, was man mit uns in der Fabrik macht!“

Man ergriff seine Hand und betrachtete aufmerksam den fingerlosen Stummel, als erblicke man ihn zum erstenmal.

Der ehemalige Viehhirt vom Gut trieb sich überall herum, und wo er erschien, stachelten seine grünlichen Augen das Volk auf, selbst die Anhänger von Guschtscha.

„Sind wir etwa schlechter als die andern?“

Am Mittwoch wußte man schon, was am Donnerstag geschehen würde. Choma ging von Hütte zu Hütte.

„Wenn die Glocke läutet, kommt heraus! Wer nicht mitmacht, wird niedergebrannt!“

Er war zu allem entschlossen; offensichtlich meinte er es ernst.

In der Nacht zum Freitag brannte in den Hütten Licht

wie in der Osternacht. Die Dorfbewohner bereiteten schweigend Äxte, Pfähle und Spaten vor. Kinderaugen verfolgten vom Ofen aus jede Bewegung der Erwachsenen.

Wenn ein Spaten von jemand gestreift wurde und klirrte oder wenn eine Brechstange zu Boden fiel, erschrakten alle. Wie, war es schon soweit? In der gespannten Erwartung und Stille erdröhnte manchmal die Luft, als werde Alarm geschlagen.

„Pst! Leise!“

Man lauschte angestrengt, öffnete, selbst unsicher geworden, die Tür und steckte den Kopf hinaus. Ein kalter, feiner Nebel fiel vom Himmel. Es war feucht, unfreundlich und still. Das Warten nahm und nahm kein Ende. Sollten sie schon endlich das Zeichen geben, wenn es doch geschehen mußte. Vielleicht aber hatte Choma geschwindelt, vielleicht hatte er Angst bekommen und nichts würde stattfinden. Man kehrte in die Hütten zurück, wanderte von einer Ecke zur anderen und überprüfte noch einmal die bereitgelegten Waffen.

Doch dann ertönte die Alarmglocke plötzlich. Das metallene Dröhnen erschütterte den Herbstnebel und breitete sich nach allen Seiten aus. Endlich! Alle atmeten erleichtert auf. Sie kamen aus den Hütten, bildeten Gruppen und eilten davon. Die jäh aus ihrem kalten Schlaf gerissenen Glocken schrien heiser und trieben die knotigen, von übermäßiger Arbeit schief gewordenen Gestalten vorwärts, die mit dem Dunkel verschmolzene Masse schwerer, sackähnlicher Leiber, krummer Beine und wie Vorschlaghämmer starker Arme. Vor der Fabrik kam die Menge zum Stehen. Das große Steinhaus, in dem der junge Herr Ljolja wohnte und in dem sich auch das Büro befand, hob sich grau und schwer vom schwarzen Himmel ab, es war kalt und dunkel, nur ein einziges kleines Fenster blinzelte wie ein halbgeöffnetes Auge. Dafür lachte die Fabrik nebenan herausfordernd aus einer Reihe rotleuchtender Fenster und pustete stolz Rauch aus. Choma ging, noch unentschlossen, in der Menge umher,

als wisse er nicht, womit anzufangen sei. Am Hause aber begann es sich schon zu regen. Jemand lief an der Mauer entlang, stieg eine Treppe hinauf, und man hörte eine Tür klappen. Dann erlosch das Fenster – und wurde aufs neue hell. Das Sturmgeläut durchfuhr den feinen Regen, es flatterte und zerstob, die Menge aber wogte in der Dunkelheit hin und her. Plötzlich wurde eine Tür geöffnet, und jemand fragte beunruhigt:

„Wer ist da? Was wünschen Sie?“

„Das ist der junge Herr Ljolja . . . das ist Ljolja.“

„Was wünschen Sie?“

Choma trat aus der Menge hervor.

„Aha! Da bist du? Dich brauchen wir gerade. Komm mal her!“ Und er begann unflätig zu schimpfen.

Die kleine, sich einsam von der grauen Wand abhebende Gestalt Ljoljas trat ein wenig zurück.

„Komm nicht näher! Sonst schieße ich!“

Gleich darauf flammte dicht am Haus wie ein Streichholz ein Feuerschein auf, etwas platzte mit trockenem Knall und zerriß mit einem heftigen Donnerschlag die Nacht.

Die Menge erstarrte und wich zurück. Vor Aufregung begannen die Herzen zu klopfen, doch Choma erweckte den gesunkenen Mut:

„Hoho! Er schießt sogar? Los, auf ihn, schlägt ihn tot!“

Dieses „Schlägt ihn tot!“ brannte wie ein Peitschenhieb auf den Körpern, riß die Beine vom Boden los, trieb alle ohne jede Vernunft vorwärts – in drückende Enge, in gemeinsames Atmen, in einen Ansturm von Kraft, die plötzlich aus dem Schlummer erwachte wie ein unter der Eisdecke verborgener Fluß.

Die dunkle Diele ächzte vom Stampfen der Füße, und die Treppe erbebte unter dem Gewicht der zu einem Haufen zusammengeballten Leiber.

Wo war Ljolja? Niemand wußte es. War er hier, oder war er vielleicht geflüchtet, schlug man auf ihn ein, oder setzte man ihm nur nach? Körper wälzte sich auf Körper, und jeder

spürte im Nacken heißen, vorwärts treibenden Atem. An der Tür entstand ein Gedränge, doch von unten wurde immer weiter gepreßt. Die Tür war verschlossen. Choma warf sich mit der Schulter dagegen, und im undurchdringlichen Dunkel, in dem man das Gesicht des Nachbarn nicht sehen konnte, ertönten dumpfe Schläge, krachten trockene Bretter. Plötzlich gab die Tür nach, und es wehte ihnen entgegen wie aus bodenloser Tiefe. Die Menge wälzte sich nach vorn – in den dunklen Abgrund.

„Wartet, sofort!“ rief Choma.

Eine Minute verging.

Und da geschah ein Wunder, ein kurzer Traum, der alle blendete. Elektrisches Licht erfüllte plötzlich das große Zimmer, als hätte jemand mit einem silbernen Flügel geschlagen, es spiegelte sich im Parkett und in einer Reihe großer Spiegel in goldenen Rahmen. Weiße Mullgardinen, wie Wölkchen am Frühlingshimmel, bewegten sich leise an den Fenstern, grüne Bäume beugten sich über die Seide der Möbel, Etagere mit Nippsachen glitzerten wie die Mitteltür zum Allerheiligsten, und ein dreibeiniger Flügel öffnete wie ein schwarzes Fabeltier seinen weiten Rachen und bleckte seine schimmernden, weißen, gesunden Zähne. Dieser Wechsel kam so unerwartet, daß die erregte Menge erstarrte und die Gesichter, die alle Spiegel erfüllten, kaum innerhalb der Rahmen Platz fanden.

Doch Choma wischte mit einer einzigen Bewegung das Bild weg.

Er ergriff einen Pfahl, holte aus und ließ ihn auf den Flügel niedersausen. Krr-ach!

Das dreibeinige Tier erdröhnte und heulte mit einer wilden Folge von klagenden bis drohenden Tönen auf. Und die hohen Räume griffen dieses Brüllen auf und trugen es durch das ganze Haus. Die Menge erwachte aus ihrer Erstarrung, lebte auf und geriet in Bewegung. Eine Woge spülte durch die Tür in das Zimmer und schlug an die Wände. Da sausten plötzlich Pfähle auf die stillen Gewässer

der Spiegel nieder, und klirrend spritzten die zu Splittern zerschlagenen, sich in ihnen spiegelnden Gesichter auf den Boden.

Immer mehr Menschen füllten das Haus. Geblendet vom Lichtschein, betäubt vom Klirren des Glases, krochen sie aus der Diele heran, wie Wespen aus ihrem Nest, und stürzten sich blindlings auf alles, was ihnen in die Hände fiel. Eine Art wilder Rausch hatte alle erfaßt.

Schlag zu!

Und sie stürzten sich auf alles, was ihnen in den Weg kam. Sie mühten sich, die Stühle, an die Stuhlbeine fassend, auseinanderzureißen, und wenn ihnen das nicht gelang, hieben sie mit ihnen gegen den Fußboden und wälzten sich mit der Brust auf sie wie auf Lebewesen, schweigend, mit zusammengebissenen Zähnen. Die Pfähle fegten die Porzellanfiguren von den Etagere, als Scherben blieben sie auf dem Fußboden liegen. Die Spiegelscheiben zersplitterten unter Hammerschlägen und rieselten aus den Rahmen, wie Blüten von den Bäumen fallen. Die Menge raste. Sie lechzte danach, nur das Klirren, Poltern, Krachen und das letzte Röcheln der Gegenstände zu hören, die einen schweren Tod starben, wie lebende Wesen.

Ljolja war vergessen.

Der Flügel aber ergab sich Choma noch immer nicht. Die spiegelblanken schwarzen Seitenwände zerspellten, bei jedem Niedersausen des Pfahles splitterte mehr von ihnen ab, doch der Flügel stand noch immer aufrecht da und heulte nur wild auf wie ein verblutendes Tier.

Der aus den Möbeln aufgescheuchte Staub ballte sich zu Wolken und ließ die Beleuchtung gelb und trübe erscheinen. Alles floß in einem irren Taumel zusammen. Die Menschen tranken einander den Wahnsinn aus den Augen, sie wurden von der Todesangst der verstümmelten Sachen, von dem Schreien des Glases und des Metalls, von dem Stöhnen der Saiten um den Verstand gebracht. All jene abgebrochenen Stuhlbeine, abgerissenen Lehnen, die Scherben unter den

Füßen, die Papierfetzen, die Leere der Verwüstung weckten eine noch größere Begierde, zu zerstören, zu zerbrechen und zu zerschlagen; die Füße trampelten besinnungslos auf bereits Zerbrochenem herum, und die Hände suchten nach neuen Gegenständen.

Andrij brach mit seiner heilen Hand Zweige von den lebenden Pflanzen und streute die Erde aus den Kübeln auf den Fußboden. „Aha! Du wächst!“ schrie er und be rauschte sich am Knirschen der Blumentopfscherben unter seinen Absätzen.

Choma, den Mund verzerrt, war ganz naß, er glänzte vor Schweiß.

„Immer ran, Kinder, vergnügt euch! Unser Tag ist gekommen!“

Panas Kandsjuba bemühte sich, einen großen Schrank hochzuheben, doch er hatte seine Kräfte überschätzt. Der Schrank stürzte auf ihn herab und drückte ihn zu Boden. Panas wand sich unter ihm, keuchte und zerrte ihn zum Fenster. Andere halfen ihm dabei. Der Schrank legte sich auf das Fensterbett, riß die Beine und das weiße Unterteil hoch, schwankte und verschwand. Panas lehnte sich aus dem Fenster, um zu hören, wie der Schrank mit der Brust auf die Erde aufschlug.

In dem undurchdringlichen Nebel auf dem Hof wimmelten die Menschen durcheinander wie Raupen.

„Was steht ihr da herum? Kommt helfen! Jetzt können wir tun, was wir wollen!“

Der Raum füllte sich mit neu Hinzugekommenen, denen es nur mit Mühe gelang, über die Trümmerhaufen hinwegzuklettern. Die Menge ergoß sich durch das ganze Haus und erfüllte jeden Raum mit Geschrei. Die Pfähle und Hämmer dröhnten wie in einer großen Schmiede; die Möbel und Türen barsten krachend, Eisen klang, Glas klirrte, klirrte unaufhörlich und prasselte herab wie Birnen von einem Baum, den der Sturm schüttelt.

Das ganze Haus erbebte vom Klagegeheul und rief durch

die leeren Fensterhöhlen in den schwarzen Nebel hinaus um Hilfe.

Kommoden wurden abgerückt und daraus feine Hemden, so wunderbar und leicht wie Flaumfedern, hervorgeholt, mit pfeifendem Ton wurde der Stoff in Stücke gerissen, wie Spinnewebe flogen Spitzen durch die Luft.

Die Frau vom Schmied hatte glühende Augen, ihre dicken Hüften bebten, sie wühlte in den Trümmerhaufen und schrie immerzu:

„Zerreißt nicht alles! Laßt mir etwas . . .“

Und sie zerrte von den zertrümmerten Möbeln die Seidenbezüge – gelbe, rote, glänzende.

Panas Kandsjuba rannte wie ein Irrsinniger durch die Zimmer. Hinter seinem Rockaufschlag lugte ein feines ärmelloses Damennachthemd hervor, eine Schachtel mit altem, rostigem Eisen hielt er vorsichtig an die Brust gepreßt. Er wußte selbst nicht, wohin er damit wollte.

Olexa Besik strahlte. Er hatte ein Glas mit Eingemachtem aus der Zerstörung gerettet und drückte es wie ein Kind an sein Herz.

Die Räume waren bereits ausgeplündert, zertrümmert, mit Staub angefüllt, der wie Rauch die Arme nach der Kälte vor den Fenstern ausstreckte. An den Fenstern flatterten im Wind zerfetzte weiße Vorhänge, wie gebrochene Gänseflügel. Nur die Lampen und die Kandelaber waren heil geblieben und übergossen all die Zerstörung ringsum beharrlich mit ihrem unerträglich hellen Licht.

Die schmutzige, zerlumpfte Menge hielt ein und schaute sich um, wo es noch etwas zu zerstören gäbe, doch es war nichts mehr da. Die nackten Wände waren am Verenden, sie hauchten mit den herabgerissenen Tapeten ihren letzten Atem aus. In einer Ecke brach Choma sorgfältig einen einfachen, schmutzigen, mit Spülwasser begossenen, schon halbvermoderten Küchenhocker in Stücke.

Andrij berührte Chomas Schulter und sagte:

„Na, und die Fabrik?“

Choma blickte ihn verständnislos an.

„Wenn schon zerstören, dann auch alles!“

Und er schlug den halbzerbrochenen Hocker endgültig in Stücke.

„Schluß! Lassen Sie das!“ schrie Andrij. „Es wird Zeit, Feuer anzulegen!“

Choma kam zu sich. Feuer anlegen? Er starrte einen Augenblick vor sich hin, und es war, als glimme der ferne Widerschein eines Brandes in seinem Blick auf.

„Niederbrennen? Los!“

Sie schichteten unter der Treppe Möbelreste, Stuhlbeine und Papierfetzen auf und legten Feuer an.

„Verschwindet aus dem Haus, es brennt!“ schrie Andrij.

Wie Mäuse verließen die Leute den Raum und sprangen im Rauch die Treppenstufen hinab.

Andrij suchte Choma.

„Jetzt kommt die Fabrik an die Reihe. Hören Sie, Choma? Die Fabrik, sage ich.“

Sie liefen als letzte aus dem Hause.

Die Nacht war tiefschwarz, nach all dem Licht schien sie noch dunkler. Doch unten regte sie sich, lebte sie, war sie durch das Wogen der schwarzen Menschenmasse und die unsichtbare Brandung der Körper in Bewegung.

Nur die Fabrik schimmerte mit einer Reihe hellerleuchteter Fenster und erbebte vom Gang der Maschinen, als klopfte in Erwartung von etwas Drohendem in einer riesigen steinernen Brust beunruhigt ein Herz.

Die Arbeiter ließen ihre Arbeit ruhen, und ihre Gestalten hoben sich schwarz von den Wänden und Türen ab. Das aus den Fenstern fallende Licht blinkte auf den Pfüten wie goldene Halsketten.

Die Menschenmasse und die Fabrik standen einander gegenüber, als mäßen sie ihre Kräfte und hätten noch nicht entschieden, wer siegen würde.

Zwischen beiden tauchte plötzlich die ungeschlachte, knorrige Gestalt Chomas auf.

„Worauf wartet ihr? Legt Feuer an!“

Aus den Fenstern von Ljoljas Haus quoll Rauch. Das Feuer kroch hurtig und lustig an den Vorhängen hinauf und beleckte bereits die Fensterrahmen an der Hofseite.

Die in der Finsternis gesichtslose Menge erbebte und stürmte zur Fabrik. Andrij lief voran. In der linken Hand hielt er eine Eisenstange, und die rechte, fingerlose erhob er hoch über seinen Kopf, als drohe er jemandem.

Da war schon der Destillierraum. Von Wärme erfüllt, voller gewundener eiserner Röhren, Räder, Maschinen, dem Innern eines Leibes vergleichbar, bebte er wie im Fieber; es blitzte der breite Treibriemen auf. Einen Augenblick lang verspürte Andrij den ihm vertrauten Geruch von Öl, Dampf und der trocknen Hitze des glühenden Ofens – und vor ihm erstand seine Arbeiterzeit, sein Unfall. So also begegneten sie einander nun – die Maschine und ihr Opfer. Andrij fühlte seine abgeschnittenen Finger, und Wut umnebelte sein Hirn. Er stürzte sich auf den Treibriemen und schlug ihn mit einem Ruck vom Schwungrad.

Der Treibriemen schwankte und fiel zischend, mit einer fließenden, trägen Bewegung, wie eine tote Schlange, zu Boden. Der Destillierraum erbebte zum letztenmal und erstarrte, das Schwungrad aber begann sich mit so rasender Schnelligkeit zu drehen, als wollte es die ganze Maschine mitreißen. Der Dampfkessel stieß, von Kraft strotzend, seinen warmen, schweren Atem aus. Seine schwarzen glänzenden Seitenwände reizten Andrij. Er verspürte den Drang, auf dieses satte, dicke Vieh einzuschlagen, zu hören, wie es aufstöhnte, aufbrüllte, zu verrecken begann und den letzten Seufzer tat. Er schlug das Manometer ab und stieß den Kessel mit einer Eisenstange in die Seite. Dann ließ er Dampf in die Sirene strömen. Und als der Kessel eben den Schrei ausstieß, der Andrij fast das ganze Leben hindurch geweckt hatte, einen Schrei, der in der Nähe scharf und blitzend war wie eine Ahle, raubte ihm die Wut Gedächtnis, Vernunft und Urteilskraft. Er schlug mit aller Kraft auf die

Maschine ein, half mit der rechten Hand der linken nach, verbog die Schrauben und zerbrach alles, was zerbrochen werden konnte. Er vergaß sogar die Gefahr. Er sah nicht, was ringsum geschah, sah nicht all die Bauernröcke, die gelben Felljoppen, die Bärte und die schweißverklebten Haare, die glühenden, halb wahnsinnigen Augen und die verletzten Hände, hörte nicht, wie Eisen an Eisen schlug in dieser Höllenschmiede, die alles in ein Nichts umschmieden wollte, die wie ein unermüdlicher Geist der Zerstörung arbeitete und die hohen Wände des Fabrikgebäudes mit dem Echo tausendfacher Geräusche erfüllte.

Choma war überall. Er schien die menschliche Sprache vergessen zu haben und stieß nur, als Schlacke einer ausgebrannten Seele, die Rufe hervor:

„Kaputthauen! Niederbrennen! . . .“

Überall, wo sein vom Leben zerfurchtes Altweibergesicht erschien, wohin der herrische, unerbittliche Blick seiner grünen Augen fiel, dort ließ der Geist der Zerstörung die Sehnen der Menschen sich anspannen und ihre Kräfte ins Übermenschliche wachsen.

Choma fühlte keine Müdigkeit. Seine Hände verbogen, eisernen Zangen gleich, Kupferrohre, und je schwerer diese nachgaben, desto mehr wuchs sein Verlangen, sie zu bezwingen. Seine zerschundenen, mit Wunden bedeckten Hände waren schon längst von Blut überströmt, doch er bemerkte es überhaupt nicht. Er wußte nur eines, er mußte alles zerstören und anzünden.

Endlich! Klirrend fielen die Deckel von den Tanks, das Feuer streifte den Spiritus, und ein leichtes hellblaues Wölkchen stieg über ihm empor. Die Leute kamen herbeigelaufen, um es zu sehen. Das bläuliche Feuer war so leicht und unschuldig, daß es schien, es könne nichts versengen, es krümmte sich und richtete sich elastisch wieder auf, als schwämme es auf dem Spiritus, nur zuweilen erhob sich eine Woge mit einem roten Kamm.

Ein unzufriedenes Gemurmel durchlief die Menge.

„Dort brennt ja Alkohol! Nichts anderes als Alkohol.“

Es war ärgerlich. Beim bloßen Gedanken daran brannte es einem in der Kehle, durchströmte Wärme die Brust. Warum hatte man ihn angezündet, ohne daß irgend jemand davon auch nur gekostet hatte? Jetzt hatten weder der junge Herr noch sie etwas davon. Das Feuer würde alles verschlingen.

Olexa Besik war dem Weinen nahe. Würde der Alkohol wirklich vernichtet werden?

Er beschloß, ihn zu retten. Ihm kam der Gedanke, ob man nicht von unten etwas abschöpfen könnte. Der Spiritus brannte ja nur an der Oberfläche. Olexa suchte sich einen Schöpfeimer und drängte sich durch die Menge.

„Wohin?“

Man wollte ihn zurückhalten.

Doch Besik war nicht mehr aufzuhalten, er steckte seine Hand mitten ins Feuer.

Die blaue Flamme schwankte, schlug an die schwarzen Ränder des Tanks und fiel, zu einigen Feuerknäueln geballt, zu Boden.

„Au, meine Lieben, es verbrennt mich!“ schrie Olexa auf. Sein Ärmel brannte.

Dies war zwar ein verunglückter, doch, wie es schien, nicht hoffnungsloser Versuch. Das Feuer brannte ja nur an der Oberfläche; darunter war reiner, guter Spiritus, man brauchte ihn nur abzuzapfen.

Die Menge geriet in Erregung.

„s ist doch eine Schande! Soviel wertvolles Gut geht hin! . . . soviel Wodka . . .“

Der Mund war wie ausgetrocknet, die Seele verlangte danach, ihn mit Sprit zu benetzen, nur einen einzigen Schluck zu tun, nur die vor Durst trocknen Lippen anzufeuchten! Sollte man den Behälter in Stücke schlagen? Sollte man ein Loch in die Seite bohren? Der Spritgeruch kitzelte in der Nase, die krampfhaft zuckende Kehle schluckte Speichel.

Glühende Augen tasteten den Tank ab. Sie schienen bereit, das ganze solide, unzugängliche, vom Feuer bedeckte Gefäß bis zum letzten Tropfen zu leeren. Der wahnsinnige Durst bewirkte sogar, daß die Menge, von einem einzigen gemeinsamen Begehren und Gedanken erfüllt, verstummte. Und vor ihr loderten immer heftiger die Flammen in den Schalen, wie Opfer, die einem unbekanntem Gott dargebracht wurden.

Plötzlich ertönte aus den hinteren Reihen der Ruf:

„Auseinander! Beiseite-treten!“

Sie hatten den Weg noch gar nicht ganz frei gemacht, als etwas Nasses, mit feuchtem Straßenschmutz Besudeltes durch die Menge raste, alle bespritzte und sich mitten ins Feuer stürzte. Für einen Augenblick tauchte vor ihren Augen eine schwarze Gestalt auf, und schon hielt eine Hand einen kleinen mit Feuer gefüllten Eimer in die Höhe, der wie ein soeben aus der Brust gerissenes Herz dampfte.

„Trinkt!“

Doch wie sollte man trinken?

„Gieß Wasser drauf! Wasser her . . .“

Jemand schaffte Wasser heran und goß es in den Eimer.

Das Feuer flaute ab, sackte zusammen, tat den letzten Seufzer und verschied.

„Hurra! Wodka!“

Hände wurden erhoben und ausgestreckt – zitternde, doch beharrlich fordernde Hände –, beherrscht von dem einen unbezwingbaren Verlangen, so schnell wie möglich das warme, widrige Gesöff von den Lippen anderer wegzu-reißen.

„Gib her! Hierher! Laß mir was übrig! Genug! Gebt uns! . . .“

Diejenigen, die näher an der Tür standen, hatten keine Hoffnung, etwas vom Wodka abzubekommen. Sie mußten sich selbst welchen beschaffen. Sie liefen auf den Hof hinaus, warfen sich, wie sie waren, in all ihren Kleidern, in eine Pfütze und wälzten sich, von einer Art fieberhafter Raserei

befallen, im Schmutz, um, ganz und gar durchnäßt, ohne Gefahr ins Feuer springen zu können.

Wilde, kaum mehr menschenähnliche Gestalten, durchnäßt, mit einer Schicht dünnen Schmutzes bedeckt, unter der nur die Augen hervorblickten, stürmten fortwährend aus dem dichten Herbstnebel zur Fabrik und stürzten sich ins Feuer, wie Nachtfalter ins Licht.

Die blauen Flammen wuchsen und breiteten sich immer mehr aus, schon verfärbten sie sich an den Rändern rot, wie Wolken beim Sonnenuntergang. Die Gesichter nahmen eine leichenhafte bläuliche Tönung an. Und inmitten der gierig an den Wänden hin und her fahrenden Schatten, die die zerbrochenen Röhren und Maschinen warfen, sprangen in wildem Tanz schwarze, schmutzbedeckte Gestalten umher und schöpften Feuer aus den flammenden Schalen.

„Wer will noch? Trinkt!“

Das Haus, in dem Ljolja gewohnt hatte, war fast niedergebrannt. Balken stürzten in die Tiefe und zerstoben in knisternde Funkengarben. Die Fabrik brannte lichterloh, die Flammen flossen aus Fenstern und Türen wie Blut aus einer Wunde.

Die ausgebreiteten Schwingen der sich bis in den Abgrund der Nacht erstreckenden herbstlichen Wolken röteten sich still darüber.

Am nächsten Tage herrschte ringsum Stille. Die Menschen schliefen und träge umher, als wären sie innerlich verwüstet. Auf der Anhöhe, wo früher die Fabrik gestanden hatte, ragte jetzt nur ein schwarzer, verrußter Schornstein empor; unwillkürlich zog er den Blick auf sich, und es wirkte befremdend, daß der Blick nicht, wie bisher, an den Mauern haften blieb, sondern in die Ferne, hin zu den kahlen Feldern und den braunroten Anhöhen, schweifen konnte.

Andrij ging sich die Ruine ansehen. Bei der noch rauchenden Brandstätte hatten sich Neugierige eingefunden. Weißer Rauch kräuselte sich träge über den eingestürzten Mauern,

er erinnerte an den Atemhauch, der in der Kälte den Nüstern von Rindern entströmt. Durch die breiten Fensterhöhlen sah man weiß die Kachelöfen wie Zähne eines Totenschädels schimmern. Barfußige Kinder wühlten in der warmen Erde und stießen auf allerlei Reste und kleine halbverkohlte Gegenstände. Die Kinder zankten und stritten sich um sie wie die Spatzen.

Andrij ging in das Innere der Ruine. Beim dämmrigen Licht des grauen Tages, das durch die Fensterhöhlen und die Deckenöffnung rieselte, sah alles fremd und sonderbar aus, ganz anders als tags zuvor. Gestern hatten hier Maschinen gestanden – warme, lebende, stabile Apparate, die Widerstand leisteten und sich nicht ergaben, als man sie zertrümmern wollte. Heute lagen sie zerbrochen, leer, verbogen, die Seitenwände durchlöchert, rotbraun und schäbig umher. Die Kupferrohre reckten ihre verbogenen Enden hilflos in die Luft, verbeult, zerschmettert, wie zerdrückte Eingeweide, und roter, vom Feuer herrührender Rost trat auf ihnen wie blutiger Schweiß zutage.

Andrij staunte. Hatte er wirklich mit seiner einen Hand dem Eisen so tiefe Wunden zufügen können? Er blickte von seinen Händen auf die Maschinen und zuckte nur die Achseln. War wirklich er es gewesen? Er fühlte schon keine Wut mehr, wie bisher, sie war in dieser einen Nacht verrauchet. Ihm taten diese Apparate sogar leid, hatte er sie doch lange genug gepflegt, wie eine Wärterin das ihr anvertraute Kind hegt und pflegt.

Andrij seufzte leise und spürte plötzlich, daß jemand sich neben ihm bewegte.

Panas Kandsjuba stand schwer und grau wie ein Ziegelhaufen auf der Brandstätte.

„Wir haben alles zerstört!“ sagte Andrij.

„Waren wir es wirklich?“

Andrij meinte erstaunt:

„Wieso denn nicht wir? Wer denn sonst?“

„Der Böse.“

In Kandsjubas Augen glimmte eine solch feste Überzeugung und ein solches Entsetzen, daß es Andrij kalt überlief.

„Niemand anders als der Böse.“

Wagen kamen zur Fabrikrüine und fuhren, mit Eisenteilen, Ziegeln und verkohlten Balken beladen, wieder fort.

„Alles werden wir abtragen, alles dem Erdboden gleichmachen“, sagten die Bauern zueinander, sie blickten sich jedoch, schon irgendwie unsicher geworden, nach allen Seiten um, und in dem Peitschenschwingen und Räderpoltern spürte man etwas wie Beunruhigung.

Gegen Abend verbreitete sich im Dorf das Gerücht, daß Kosaken im Anmarsch seien.

Wer es ausgestreut hatte, woher es kam, wußte niemand genau. Man erzählte nur, daß Haussuchungen durchgeführt werden sollten und daß, wenn man bei jemand etwas fände, dieser der Erschießung nicht entgehen werde.

Augenscheinlich war dies das Werk des jungen Herrn Ljolja. Man hatte sein Leben geschont und ihn laufen lassen, und nun drohte allen Unheil. Man hätte ihn totschlagen und erst dann Feuer anlegen sollen. Doch nun war es zu spät. Es half nichts mehr.

Was sollte man tun? Wie sich retten?

Das Unheil hatte sich so unbemerkt herangeschlichen und war so unerwartet über sie hereingebrochen, daß niemand auch nur zu überlegen wagte, wie man es abwenden könnte. Die Nachricht wurde wie etwas schon im voraus Entschiedenes, wie etwas Unabwendbares hingenommen, wie bei einer Krankheit der drohende Tod.

Einige hofften sich dennoch zu retten. Sie warfen heimlich das mitgenommene Eisen in den Teich oder vergruben, was übriggeblieben war. Doch konnte das helfen? Wenn etwas Schlimmes eintreten sollte, würden die andern einen dann nicht verraten? /

Die Nacht verlief jedoch ruhig, und der klare, kalte nächste Tag ließ das Dorf sich völlig beruhigen.

Jemand hatte es sich wohl nur ausgedacht. Wofür sollte man denn bestraft werden, wenn in der Umgebung das gleiche geschah. Überall hatte man die Gutshöfe niedergebrannt und zerstört – die Zeit hatte solches Recht geschaffen.

Die Tagesmitte war bereits überschritten, doch im Dorf blieb alles ruhig, nichts ereignete sich.

Prokop bewirtschaftete die Felder des Gutsherrn, er pflügte die Sommergetreidefelder und beendete die Spätaussaat; die Arbeit nahm ihren geregelten Verlauf. Der Gutsherr war nicht zurückgekehrt, um den Bauern das Land wieder abzunehmen. Der junge Herr Ljolja hatte offenbar auch keine Lust, sich die Brandstätte anzuschauen. Ringsum herrschte Ruhe, und die Gerüchte verstummten. Niemand schenkte ihnen mehr Glauben.

Auch die zweite Nacht verging. Diejenigen, die das erorbene Gut in den Teich geworfen hatten, bedauerten es nun.

Doch plötzlich schlug wie der Blitz aus heiterem Himmel eine Nachricht ein. Nun war es ganz gewiß. Olexa Besik hatte zum Marktflecken fahren wollen, unterwegs jedoch umkehren müssen. In das Dorf Terniwka waren Truppen eingerückt. Sie hatten die Bauern zusammengetrieben, die einen erschossen, die anderen niedergemacht und den Rest in die Stadt abgeführt. Man hatte Haussuchungen durchgeführt, in Fesseln gelegt und geprügelt.

„Jetzt müssen auch wir sie erwarten. Jetzt werden auch wir nicht davonkommen.“

Nun war es unabwendbar. Das war klar.

Panas Kandsjuba kratzte sich lange, beharrlich hinterm Ohr.

„Also werden sie uns auch erschießen?“

Seine von Schrecken und Bestürzung geweiteten Augen suchten vergeblich Hilfe.

Olexa Besik gab sich den Anschein, als wisse er von nichts. Er zuckte die Achseln.

„Ich habe nichts angesteckt – mir wird nichts geschehen.“

„Warst du denn nicht mit uns?“

„Ich? Gott bewahre! Ich habe zu Hause gegessen.“

„Sieh mal an! Ich habe dich doch mit eigenen Augen gesehen.“

„Wen? Mich? Die Augäpfel mögen dem platzen, der mich gesehen haben will. Hat selber Feuer angelegt und beschuldigt nun die anderen.“

„Ich soll Feuer angelegt haben? Kannst du das beweisen?“

„Jawohl, das kann ich!“

Keiner wollte schuld sein. Einer wälzte die Schuld auf den anderen, und der wieder auf einen dritten. Es erwies sich, daß alle zu Hause gewesen waren und daß, wenn jemand zur Fabrik gelaufen war, er dies nur so, ohne jede Absicht, nur um sich das Feuer anzusehen, getan hatte. Wer jedoch seine Teilnahme nicht ableugnen konnte, beschuldigte alle anderen. Alle hätten sich am Zerstörungswerk, am Rauben und am Brandschatzen beteiligt. Das ganze Dorf sei schuldig, das ganze Dorf müsse dafür auch die Verantwortung tragen. Doch das Dorf wollte es nicht. Vorwürfe und Streitigkeiten ließen vergangene Feindschaften wieder aufleben, bereits vergessene Kränkungen und Sünden wurden wieder hervorgekramt. Die Besonnensten beruhigten alle anderen. So schweigt doch. Nichts wird geschehen. Die Macht und das Recht sind jetzt unser.

Gegen Mittag erfuhr man von Vorüberfahrenden, was sich in Osmaki zugetragen hatte. Dort hätten die Kosaken das Dorf in Brand gesteckt, da die Bauern die Schuldigen nicht hätten herausgeben wollen. Das Dorf stehe in Flammen.

Darauf erging man sich in Klagen. Warum sollten denn alle zugrunde gehen? Hatte nicht Choma sie angestiftet? War er es nicht gewesen, der sie zur Versammlung gerufen hatte? Choma und Andrij. Daß sie den Gutsherrn enteignet hatten, würde man ihnen auch zur Last legen. Bevor Guschtscha gekommen war, hatte im Dorf Ruhe geherrscht.

Was sollte man da noch viel reden. Guschtscha und Prokop hatten die Dorfbewohner aufgehetzt, sie waren an allem schuld. Sie hatten behauptet: Volksrecht, unser Land! Nun, und jetzt – jetzt kamen einem die Kosaken auf den Hals.

Panas Kandsjuba regte sich am meisten auf.

„Was hab ich gesagt? . . . Sollten dem Gutsherrn Bundschuhe anziehen . . . Angeführt haben sie uns!“

Gegen Abend erschien Pidpara im Dorf. Seit dem Tage, da das Manifest herausgekommen war, hatte niemand Pidpara zu Gesicht bekommen, er war wie vom Erdboden verschwunden gewesen. Jetzt ging er wieder ruhig, hochaufgerichtet im Dorf umher, es schien, als sei er unterdessen etwas gealtert. Er wurde nicht behelligt. Im Gegenteil, neiderfüllte Blicke begleiteten ihn.

„So einem wird nichts geschehen. Er hat sich schön ruhig verhalten.“

Man hielt ihn für hinterlistig, klug und vorsichtig.

Was sollte man nun beginnen?

Besorgnis erfaßte das Dorf. Das Gerede wollte kein Ende nehmen. Man erzählte, daß Kosakenkugeln in Osmaki nicht nur Erwachsene, sondern auch Kinder zu Boden gestreckt hätten. Die noch nicht ganz Getöteten wären wie Garben auf Wagen geladen und so ins Gefängnis gebracht worden. Durch die Ritzen im Wagen sei den ganzen Weg über Blut getropft. Die Frauen hätten so laut gejammert, daß man es auf der weit entfernten Landstraße hätte hören können.

Vieh und Korn seien in Brand gesteckt und vernichtet worden. Das Entsetzen ließ immer grausigere Bilder entstehen. Die Leute waren so erregt, daß es sie nicht zu Hause hielt. Was tun? Wie sich retten? Wer wußte Rat? Dem Unheil konnte man nicht entgehen. Alle sahen Feuer, Ruinen und Blut vor sich. Die Kinder beobachteten die ins Dorf führende Landstraße, das geringste Geräusch erweckte Beunruhigung.

Gewiß, solche wie Choma oder Andrij brauchten sich nicht zu fürchten. Was konnte man ihnen schon nehmen? Hatten

weder Haus noch Hof. Lumpen- und Bettlerpack! Sie hatten einen ins Unglück gestürzt und verkrochen sich nun. Heute hatten sie die Fabrik eingeäschert, und morgen würden sie bei jemand anders das Korn anzünden. Nicht ohne Grund hatte Pidpara gewarnt: von einem Brandstifter erwarte nichts Gutes!

Olexa Besik empfahl, dem Gutsherrn das Land zurückzugeben. Dann würde sich die Schuld wenigstens verringern.

„Ja, aber wie steht's mit der Fabrik?“

In der Tat, die konnten sie nicht wiederaufbauen. Die schwarze Ruine bedrückte sie wie ein schlechtes Gewissen.

Man fragte sich, ob es nicht besser wäre, den Truppen mit Brot und Salz entgegenzugehen, vor ihnen niederzufallen und sich zu unterwerfen.

Andere rieten zum Kampf, man solle die Kosaken nicht ins Dorf lassen.

Doch all das schien nicht das Richtige zu sein.

Nur Pidpara ging ruhig unter den Leuten umher und hörte ihnen zu, und seine tiefliegenden, finsternen Augen schienen etwas unter den buschigen Brauen zu verbergen.

Alle glaubten, Pidpara wisse etwas.

Doch Pidpara schwieg.

Von wem dieser Gedanke ausgegangen war, wer ihn als erster geäußert hatte, war schwer zu sagen. Vielleicht hatte ihn Pidpara durch seinen düsteren Blick ausgesät, vielleicht war er von selbst entstanden und hatte sich tief in die Herzen gesenkt wie ein Stein auf den Boden eines Gewässers. Genug, daß die Menschen diesen Gedanken stumm in sich aufnahmen – als letzte Hoffnung, als die einzig mögliche Rettung. Besser, es gingen einige Bauern zugrunde als das ganze Dorf. Ein bedrückendes geheimes Einverständnis verband die Menschen. Einen Augenblick erschloß sich der geheimste Winkel ihrer Herzen, etwas wurde ihnen klar, und das Geheimfach schloß sich wieder. Und in diesem

Geheimfach wuchs und reifte etwas wie der Same im Leib der Frau und ließ die verschlossenen Menschen finster die Brauen zusammenziehen.

In der herbstlichen Öde, die das Dorf umging, spürte man den unheildrohenden Hauch eines Unglücks, spürte man etwas Unerbittliches, Unvermeidliches, Grausames, etwas, was Opfer forderte.

In Pidparas Haus brannte vor den Heiligenbildern das Öllämpchen. Die Ikonen strahlten festlich, und ihr Leuchten erhellte Pidparas Gesicht. Er sprach langsam und schwerfällig, als zähle er Geld, und die Bauern erkannten den früheren Pidpara wieder. Sie drängten sich in der Stube und im Vorraum. Man kam zu ihm, man brauchte ihn wieder. Die Furcht hatte alle um den Verstand gebracht, hatte sie mit Blindheit geschlagen, nur Pidpara fürchtete nichts. Er war wie ein Fels inmitten stürmischer Wogen, die hofften, an ihm ihren Ansturm zum Stillstand zu bringen und sich zu glätten. Er wußte, welchen Rat er zu geben hatte.

Panas Kandsjuba nickte zustimmend. Ja, das war das Richtige. Sollten die Truppen kommen, wenn alles schon zu Ende war. Es gäbe dann keine Schuldigen. Die Gemeinde hätte sie selbst gerichtet. Dann würde es nicht mehr nötig sein, die anderen zu bestrafen. Nicht das Dorf hatte gemeutert, sondern nur die Rädelsführer. Wenn sie nicht gewesen wären, wäre alles ruhig geblieben. Wer hatte zum Streik aufgerufen? Sie! Wer hatte den Gutsherrn enteignet? Sie! Wer hatte die Fabrik niedergebrannt? Wiederum sie! Und sollten ihretwegen alle anderen zugrunde gehen? Die eigene Hütte verlieren, und nicht nur die Hütte, vielleicht sogar das Leben! . . .

Er war erregt.

Pidpara zog die Brauen zusammen.

„Jetzt nimmt er sich das Hab und Gut des Gutsherrn, doch wartet nur ein wenig, und er nimmt auch das, was euch gehört. Du, wird er sagen, hast eine Deßjatine zuviel,

gib sie her! Du hast so an die hundert Rubel zusammengespart – gib das Geld raus! Er wird zuerst mir und dir alles abnehmen, Maxim, und dann auch denen, die ärmer sind. Sie werden uns das Leben zur Hölle machen.“

Gawrila, Pidparas Schwiegervater, griff mit seiner gelben, knochigen Hand in seinen weißen Bart.

„Warum noch fackeln? Abknallen – und fertig!“

Das grausame, zum erstenmal hingeworfene Wort klang in der Stille hart wie ein Messer.

Die in der Stube Anwesenden schwiegen beklommen. In der schweigenden, die Lippen verschließenden Zustimmung gebar die Furcht die Niedertracht.

Wenn man nur nicht einmal dafür würde geradestehen müssen!

Darauf zog der rothaarige Maxim, der Dorfälteste, eine Blechmarke aus der Tasche und heftete sie sich an die Brust.

„Ich trage die Verantwortung dafür. Hier ist das Papier: der Befehl, alle Aufrührer auszurotten. Dafür wird niemand bestraft werden.“

Mit der einen Hand schlug er auf seine Tasche, mit der anderen rückte er die Blechmarke zurecht.

Und alles an ihm glänzte: die roten Haare, die vielen Sommersprossen und das mit einem Ziegelstein blankgescheuerte Metall.

Wenn die Sache so steht, wozu noch warten? Ruft die Dorfversammlung zusammen! Soll sie Gericht halten . . .

Die nackte, von den Schwingen des Windes gepeitschte Erde lag grau unter dem bleiernem Himmel. Das Dorf blickte mit den Reihen seiner erschöpften, eintönigen und unfreundlichen Hütten auf seine sich zur Versammlung begebenden Herren. Grau und schwer, wie Klumpen des ausgezehrten Bodens, der sie hervorgebracht hatte, gingen sie langsamen Schritts. Sie trugen altmodische, nur mit Schnüren versehene Gewehre, schwere rostige Äxte, Stöcke und Pfähle. Alle wurden von der Angst getrieben, von der Ge-

wohnheit, der Obrigkeit zu gehorchen. Zur Versammlung waren alle Dorfbewohner männlichen Geschlechts bestellt; wer nicht kommen würde, den erwartete der Tod. Die Frauen begleiteten ihre Männer weinend und jammern, als erwarte sie das Jenseits. Wer konnte wissen, was geschehen würde?

Malanka wollte Andrij nicht fortlassen.

„Geh nicht, es könnte dir, Gott verhüte es, etwas zustoßen!“

Andrij hörte nicht auf sie.

„Mir hat der Herr einen Verdienstorden verliehen, meine Liebe, ich brauche die Unsern nicht zu fürchten.“

„Prahle nur, prahle mit deiner Verstümmelung, Andrijko, die wird auf niemand Eindruck machen!“ zischte Malanka. Dennoch ging sie mit ihm.

Und wiederum wimmelte der Dorfplatz von Menschen. In der Mitte standen die Männer, ringsherum, bis zum Dorfgraben, die Frauen.

Ein dumpfes Stimmengewirr übertönte Pidparas Worte. Man sah nur, wie er, von hohem Wuchs, im warmen Überrock, mit der Hand winkte und die Brauen unwillig zusammenzog. An seiner Seite ragte ein Gewehrlauf empor.

„Großer Gott, irgend etwas wird geschehen!“ sagte Malanka ängstlich.

„Die, die sich an den Ausschreitungen beteiligt haben, werden abgeurteilt.“

„Wer denn?“

„Die Leute weisen auf Choma Gudsj, auf Sawwa Gurttschin . . . Seht zu, daß es nicht auch Andrij an den Kragen geht . . .“

„Gott bewahre!“ rief Malanka entsetzt. „Der Meine war doch ebenso auf der Fabrik wie der Eure. Da müßte man ja das halbe Dorf aburteilen.“

Doch sie blickte sich um: wo war Andrij?

Maxim Mandryka, mit der Blechmarke auf der Brust, ging durch die Menge.

„Sind alle gekommen?“

„Ja!“

„Olexa Besik ist nicht da.“

„Hier bin ich! . . .“

„Alle müssen in eine Liste eingetragen werden.“

Doch als er gerade begonnen hatte, die Namen aufzuschreiben, kam auf einem Gutsperd Semjon Mashuga angeritten. Er band das Pferd an und streckte Mandryka zur Begrüßung die Hand hin.

„Guten Tag, Maxim, ich muß etwas mit dir besprechen.“

Der Dorfälteste sah ihn an.

„Du bist meiner Hand nicht würdig. Da nimm! . . .“

Und er schlug Semjon ins Gesicht.

Semjon war wie vom Donner gerührt.

„Warum hast du mich geschlagen? Die Dorfgemeinde hat mich doch gewählt.“

Mandryka hatte ihm noch nicht antworten können, als Pidpara sich zwischen beide stellte und das Gewehr hob.

„Geht dort auseinander, schnell!“

Die Menge flutete zurück wie eine sich brechende Welle, und ihr „Ach!“ und das Krachen der Büchse ertönten gleichzeitig.

Von einem weißen Rauchsleier umhüllt, krümmte Semjon sich und griff sich an die Seite.

„Ach, Brüder, wofür tut ihr mir das an?“

Er schwankte und suchte mit irren Augen auf den grauen Gesichtern, die ihn wie eine lebende Mauer von beiden Seiten umgaben, nach einer Lösung des grausigen Rätsels.

Doch dort fand er keine Lösung und auch keine Hoffnung. Da ließ ihn animalische Todesangst aufstehen, und er ergriff, so schnell er konnte, die Flucht, das Blut rötete seine Finger und floß die Beinkleider hinab zur Erde.

Olexa Besik holte Semjon ein und versetzte ihm von hinten mit einem Pfahl einen Schlag. Der lange Körper klappte zusammen wie ein Taschenmesser und fiel zu Boden.

Auch Panas Kandsjuba war herbeigeeilt. Der hilflose, noch warme Körper, der so ergeben zu seinen Füßen lag, ließ in ihm ein Haßgefühl aufsteigen, das er dem Lebenden gegenüber nicht gehegt hatte. Ihn ergriff eine unbezwingbare Begierde, ihm Leiden zuzufügen, ihn in den Boden zu trampeln und zu vernichten. Ohne jede Notwendigkeit feuerte er einen Schuß auf Semjon ab und wollte ihm schon mit seinem klobigen Stiefel einen Tritt in die Brust versetzen, als Besik ihm zurief: „Genug, der ist fertig!“

Sie faßten Semjons Körper an den Beinen, schleppten ihn zum Graben und warfen ihn ins Wasser.

Alles war so unerwartet und schnell vor sich gegangen, daß die Versammelten erstarrten.

Blut war vergossen worden. Nur eine einzige Minute trennte die Vergangenheit von dem soeben Geschehenen, und doch hatte es den Anschein, als läge eine Ewigkeit dazwischen, als wäre die Vergangenheit plötzlich in einem Abgrund verschwunden und als hätte sich etwas losgerissen und sich von seinen Fesseln befreit.

Iwan Korotkij, Dejneka und noch einige andere lösten sich aus der Menge und stellten sich, zu allem bereit, neben Pidpara.

Pidpara richtete sich zu seiner ganzen Größe auf.

„Ist Choma Gudsj anwesend? Vortreten!“

Die Köpfe wandten sich um, und erregt-grausame Blicke kreuzten sich wie Klagen.

„Wo ist Choma Gudsj?“

„Nicht da! Er ist nicht gekommen.“

Eine Minute lang herrschte Stille, sie war angespannt wie eine Saite. Wer kam nun an die Reihe? Wessen Mund würde nun den letzten Seufzer ausstoßen, auf wessen Haupt würde jetzt der Tod wie ein Stein niederfallen? Man vernahm das Atmen der Menge.

„Prokop Kandsjuba!“

„Wie? Prokop Kandsjuba? Warum denn ihn? Er ist doch von der Gemeinde gewählt worden!“

Der Dorfälteste erklärte:

„Ich habe nach ihm geschickt. Er wird gleich dasein.“

„Gut! Inzwischen . . . Andrij Wolyk! Führt ihn her!“

„Wolyk . . . Andrij . . .“, rollte das Echo. „Hier . . . Da ist er . . .“

„Großer Gott, was hat er euch denn getan?“ schrie Malanka auf. „Rührt ihn nicht an!“

Ihre Stimme ging in ein dünnes, schrilles, unaufhörliches Kreischen über, das dem Quieken eines Ferkels unterm Messer glich, und nur hin und wieder vernahm man einige abgerissene Worte.

Die Menge wogte unterdessen, sie kochte, und wie eine brodelnde Brühe Schaum herausschleudert, wurde die dürre, zerzauste Gestalt des Krüppels aus ihrer Mitte herausgeworfen.

„Geh! . . . Geh! . . . Da ist er! . . . Hier . . . 's hilft dir nichts!“

Man stieß ihn vorwärts, und er fiel vor Maxim auf die Knie, bleich, zerdrückt, hilflos, wie eine Vogelscheuche auf dem Hanffeld, mit seinem Stumpf anstelle der Hand.

„Habt Erbarmen . . . Bauern . . . ich bin an nichts schuld.“

Er verbeugte sich, wobei er mit der Stirn den Erdboden berührte.

Maxim riß Andrij hoch.

„Bekreuzige dich!“

Andrij hob sofort gehorsam seine verkrüppelte Hand an die Stirn.

„Schlagt ihn nieder!“

Er fiel unter den Schlägen zu Boden. Man tötete ihn auf der Stelle.

Und wieder schleppten sie die Leiche den blutbedeckten Weg entlang zum Wasser.

Doch sie sahen sich gezwungen, sie unverzüglich fallen zu lassen. Stimmengewirr ließ sie innehalten. Die Menge erbebte von einem dumpfen Aufschrei des Entsetzens, erhobene Arme reckten sich empor.

„Seht doch . . . da . . . dort . . . er steht auf . . . Er lebt noch . . . Semjon . . . Semjon . . .“

Aus dem Wasser des Grabens tauchte wie eine kleine Insel ein Rücken auf, einen Augenblick lang zeigte sich eine Hand, die nach der Luft zu haschen schien, dann fiel sie wieder herab. Noch zwei, drei schwankende Bewegungen – und die lange Gestalt richtete sich langsam auf und taumelte, wie ein Gespenst, umgeben von einem schwarzen Netz herabfließenden Wassers, auf unsicheren Füßen hin und her. Semjons große Hände, Krepsscheren gleichend, suchten vergeblich nach einem Halt.

„Er kommt herauf . . . Er ist gleich aus dem Wasser heraus! . . .“

Diejenigen, die Andrijs Leiche zum Graben zerrten, sprangen ins Wasser und schlugen Semjon mit einem einzigen Beilhieb nieder, so daß er dorthin zurückfiel, wo er vorher gelegen hatte.

Und wieder preßte eine grauenvolle Stille die Herzen zusammen wie zu einer Faust, wieder verwandelte eine krankhafte Gier nach einem blutigen Wort die Minute in eine Ewigkeit. Wer kam nun an die Reihe? Wen würde der Tod nun abberufen? Jeder neu ausgesprochene Name gab den anderen die Möglichkeit, sich während eines kurzen Aufschubs zu verschlafen.

Doch nichts durchbrach die atemlose Stille. Pidpara beratschlagte flüsternd mit Maxim, nur im Rücken der Menge erschollen das Klagegeschrei Malankas und das Weinen der Frauen.

Plötzlich fuhren alle auf. Die Menge seufzte wie aus einer einzigen riesigen Brust, und ein Schauer überlief sie wie ein Gekräusel das Wasser.

„Sie bringen ihn! Prokop kommt! . . .“

Prokop kam ruhig und geschäftsmäßig, wie stets, daher. Ordentlich seine Kleidung, gemessen, wie immer, seine Bewegungen. Und es schien unglaublich, daß dieser Mensch in den Tod ging. Gleich würde er dasein, stehenbleiben,

sein kleines fettiges Notizheft aus der Tasche ziehen und der Gemeinde vorlesen, wieviel Land er gepflügt und besät und wieviel Korn er verkauft hatte. Anders konnte es gar nicht sein.

Aller Augen blickten ihn durchdringend an. Er aber kam ruhig näher.

Zu seinen Füßen sah er plötzlich einen frischen Blutfleck. Er zögerte einen Moment, als fürchte er, den blutigen Pfad zu betreten, erbleichte und blickte auf. Er sah Gewehre, Heugabeln, Äxte, sah Pidpara und eine Gruppe von Bauern, die schon bereitstanden. Er begriff alles.

Dennoch begrüßte er die Versammlung.

Pidpara warf ihm unter gerunzelten Brauen einen drohenden Blick zu.

„Warum bist du nicht von selbst gekommen? Wir mußten noch nach dir schicken . . . Bereite dich vor! Du wirst vor Gott Rechenschaft ablegen.“

„Bist du denn ein Pope? Ich werde nur der Gemeinde Rede und Antwort stehen. Sie hat mich gewählt.“

„Zu spät, mein Lieber. Du wirst gleich sterben.“

„Wofür?“

„Wir haben keine Zeit, viel mit dir zu reden. Du weißt es ja selbst. Sag schnell, was du zu sagen hast!“

„Hat die Gemeinde das beschlossen?“

„Ja, die Gemeinde.“

Prokop blickte in die Runde. Neben Pidpara standen Olexa Besik, Iwan Korotkij, Olexandr Dejneka und Onkel Panas. Alle waren Gesinnungsgenossen.

„Auch ihr seid gegen mich? Was habe ich denn getan?“
Sie schwiegen.

Es gab keine Rettung.

Der alte Panas berührte seine Schulter.

„Vielleicht sollen wir Marija rufen?“

Prokop machte eine Handbewegung, in der Hoffnungslosigkeit lag.

„Ruft sie!“

Kaum hatte sich Marija – in ihrer neuen, harten Felljacke, in die sie auch ihr Kind gehüllt hatte – durch die Menge gedrängt, als sie sich mit beiden Knien auf die blutgetränkte Erde fallen ließ.

„Habt Erbarmen mit uns, Herr Dorfältester, und auch ihr, ehrenwerte Gemeinde . . . Wenn ihr ihn nicht gewählt hättet, wäre er nicht dort gewesen.“

Sie verneigte sich tief nach allen Seiten, das Kind auf dem Arm.

„Genug, Marija . . . steh auf . . .“, sagte Prokop, ihr Einhalt gebietend. „Höre, was ich dir sage, Marija . . .“

Er schwieg eine kurze Weile. Plötzlich hatte er alles, was er sagen wollte, vergessen.

„Höre, Marija . . . folgendes . . . Verkauft das Pferd . . . wozu braucht ihr es . . .“

„O mein Gott!“ jammerte Marija.

„Sei still! Von dem Erlös gib zehn Rubel dem Pilip, ich habe von ihm geborgt . . . Das Korn, das du ausdrischst, verkaufe nicht, damit du dein eigenes Mehl hast . . . Meine Kleider bewahre für unsern Sohn auf; wenn er heranwächst, wird er sie tragen . . .“

„Beeil dich! . . .“ drängte Pidpara.

„O Gott“ jammerte Marija.

„Grüß die Mutter! . . . Möge sie mir vergeben . . . das ist alles . . . Vergib auch du mir!“

Dreimal, wie vor dem Abendmahl, küßten sie einander, dann preßte er seine kalten Lippen auf die Stirn des Kindes.

„Bist du fertig?“ fragte Maxim.

„Ich habe noch Geld, das der Gemeinde gehört . . . Schlüssel.“

Er fuhr mit der Hand in den Stiefelschaft und holte von dort einen Lappen hervor.

„Zählt nach! . . . Es sind achtunddreißig Rubel und zwölf Kopeken.“

Dann fiel ihm ein:

„Noch zwei Kopeken!“

Er kramte sie, zusammen mit den Schlüsseln, aus seiner Tasche hervor.

Maxim nahm alles entgegen.

„Was willst du noch?“

„Gestattet, daß ich den Überrock ablege.“

Er knöpfte ihn auf, zog ihn aus und blieb nur im Hemd.

Ringsum wurde zustimmendes Gemurmel laut.

„Ein schöner Überrock!“

„s wäre schade, ihn mit Blut zu besudeln.“

Pidpara schob eine Patrone in das Gewehr, die anderen warteten tatbereit.

„Halt!“ Panas Kandsjuba hielt sie zurück. „Ich werde es selbst tun.“

Er war immer noch ganz nahe bei Prokop.

„Fasse Mut, mein Sohn! Hast bis jetzt der Gemeinde gedient, diene ihr auch zu guter Letzt. Wir fürchten uns . . . Truppen rücken an . . . Alle können sich nicht verantworten . . . Gott wird dir's lohnen . . . Bekreuzige dich!“

Prokop bekreuzigte sich.

Marija jammerte ununterbrochen und riß sich die Felljacke vom Leibe. Man schleppte sie in die Menge.

„Verabschiede dich, Söhnchen! . . .“

Prokop verbeugte sich nach allen vier Seiten.

„Vergebt mir, Bauern . . . Vielleicht habe ich mir dem einen oder anderen gegenüber etwas zuschulden kommen lassen. Lebt wohl! . . .“

„Gott wird dir vergeben . . . Vergib auch du uns . . .“

Panas Kandsjuba berührte aufs neue seinen Neffen.

„Wohin soll ich schießen?“

Prokop starrte ihn aus bereits leblosen Augen an. Er überlegte.

„Schießt mir in den Mund!“

Weiß wie sein Hemd, bemühte er sich, den Mund zu öffnen, doch es gelang ihm nicht. Die Kinnlade bebte, sie schien hart und unbeweglich, wie aus Holz.

Panas setzte das Gewehr hart an Prokops Gesicht und

schoß. Als Antwort auf den Schuß spie das Gesicht einen Blutstrahl aus und übergieß Panas' Hände und seine Brust.

Prokop sank in die Knie. Pidpara schlug von hinten auf ihn ein, bis kein Leben mehr in ihm war.

Die Menge wurde trunken vom Blutgeruch, von den Todesschreien und vom Pulvergeruch. Und Guschtscha? Und Choma Gudsj? Und Iwan Redjka? Wie? Der lebte noch?

Doch weder Choma noch Guschtscha waren aufzufinden. Sie waren verschwunden. Pidpara sandte Freiwillige aus, sie zu suchen.

Diejenigen, die sich hinter dem Rücken der anderen verstecken wollten, wurden ins Gemeindehaus gebracht. Von dort wurden sie einzeln zwischen zwei Reihen hindurchgejagt und entweder durch die Kugel oder durch den Pfahl getötet. So kamen um: Redjka der Jüngere und sein Bruder sowie Sawwa Gurtschin; dieser nur deshalb, weil er einmal bei Gawrila, Pidparas Schwiegervater, eine Fensterscheibe eingeschlagen hatte.

Die Leichen weichten im Graben wie in Wasser gelegter Hanf, ihr Blut färbte das Wasser rot, und über die Menge zogen blaue Rauchschwaden, als suchten die Hände eines Vampirs nach Opfern.

Der kurze Tag ging zu Ende. Der Wind zerstreute den Rauch, trug den letzten warmen Hauch der Getöteten fort und vertrieb die Wolken. Aus der schwarzen Ebene kommend, schwang er sich hinauf in die schwarze Unendlichkeit und wiegte die Sterne, die wie ein feines Geschmeide in den blutigen Wassern des Grabens funkelten.

Malanka konnte sich kaum zu ihrer Hütte schleppen. Sie fiel im Dunkeln auf die Bank und ließ ihre kraftlosen Hände auf die Knie sinken. Den ganzen Tag war sie auf den Beinen gewesen, den ganzen Tag hatte sie Qualen und Blut in sich aufnehmen und so viele Menschen in ihrem Herzen begraben müssen, daß es nun voll war von Toten wie ein Friedhof. Sie war wie erstarrt, fühlte keine Furcht mehr und kein Mit-

leid. Malanka kam sich ausgebrannt vor, überflüssig auf dieser Welt, unnützlich. Gut, daß es dunkel war, ihre Augen hätten nichts mehr aufnehmen können. Nichts wollte sie mehr. Nur dunkel sollte es bleiben, wie jetzt, und still.

Alles lief vor ihr davon, alle mieden sie. Sie hatte Andrij gehabt – ihr ganzes Leben hatte sie sich mit ihm gezankt –, und nun war auch Andrij ihr genommen worden. Sie hatte den Traum von eigenem Grund und Boden gehegt, doch die Erde war gegen sie aufgestanden; feindselig, grausam, hatte sie sich empört und war ihren Händen entglitten. Wie ein Trugbild hatte die Erde sie gelockt, und wie ein Trugbild war sie verschwunden. Kalt lag sie nun da und trank Blut . . .

Malanka brauchte nichts mehr. Wenn es nur so dunkel blieb und die Stille ewig andauerte, wie im Grab.

Die Tür knarrte.

„Wer ist da?“

„Ich.“

Sonderbar. Sie hatte ein Leben gelebt, das plötzlich ins Bodenlose gestürzt war. Wenn es doch nur eine Spur, eine Erinnerung hinterlassen hätte. Finsternis hatte alles erfaßt. Alles ringsum war schwarz. Sogar der heutige Tag war fern, war weit in die Ferne gerückt, so daß er einem längst vergessenen Traum glich. Hatte sich heute etwas ereignet oder war gar nichts gewesen? Nur eines schimmerte deutlich durch das Dunkel: Andrijs abgerissene Finger. Drei gelbe Stummel, mit Maschinenöl und Sand daran. Sie hatte gesucht, wo der vierte Finger geblieben sein mochte – und hatte ihn nicht gefunden.

„Man müßte noch einmal suchen!“

„Wo warst du?“

Und die Finger krümmten sich wie Würmer. Die blauen Nägel schimmerten trübe wie die Augen eines Toten, die vergilbte Haut war verrunzelt, und zwischen den Runzeln saß schwarzer Schmutz. Malanka hatte sie vergraben, sie hatte nur vergessen, wo. Ihr Kopf begann zu schmerzen, weil sie sich nicht an die Stelle erinnern konnte.

„Wo warst du?“

„Ich habe Marko in Sicherheit gebracht.“

„Ist er geflüchtet?“

„Ja.“

„Und den Vater haben sie totgeschlagen.“

Kein Wort mehr. Nichts unterbrach mehr die schwarze Stille, die durch das Fenster in die Hütte strömte.

Hinter der Hütte schlief die Erde ihren schweren, kalten Schlaf, und hoch über ihr glitzerten die Sterne, als spielten im Aquarium des Himmels goldene Fischlein.

In der Morgendämmerung rückten Kosaken ins Dorf ein . . .

Tschernigow, den 31. März 1910

„Menschlichkeit, Schönheit, Volk, Ukraine — das waren Kozjubinskijs Lieblingsthemen in der Unterhaltung“, schreibt Maxim Gorki in seinen „Erinnerungen an Zeitgenossen“. Maxim Gorki und Michailo Kozjubinskij lernten sich 1909 auf Capri kennen; „schon die erste Begegnung weckte den Wunsch, ihn recht häufig zu sehen“, vermerkte Gorki. Sie wurden Freunde; ihnen gemeinsam war die Liebe zu den einfachen Menschen des Volkes, zu den Armen und Entrechteten, dem leidenden, kämpfenden Rußland. Zu dieser Zeit war Kozjubinskij, auf der Höhe seines künstlerischen Schaffens, bereits vom Tode gezeichnet. Nach seinem Hinscheiden im Jahre 1913 schrieb Gorki: „Das Leben war ihm schwer gewesen: ein ehrlicher Mensch zu sein, kostet hohen Preis in Rußland.“

Michailo Kozjubinskij gehört neben Taras Schewtschenko, Iwan Franko und Lesja Ukrainka zu den Vertretern der klassischen ukrainischen Literatur. 1864 als Sohn eines Beamten in Winniza geboren, ging er den Weg vieler fortschrittlicher Intellektueller seiner Zeit. Nachdem er sich, ohne die höhere Schule besucht zu haben, in mühevoller Arbeit auf das Universitätsstudium vorbereitet hatte, legte er 1891 das Examen als Volksschullehrer ab. Von früh an mit revolutionären und sozialistischen Ideen vertraut, sympathisierte er einige Zeit mit der Volkstümplerbewegung, die in den siebziger und achtziger Jahren in Rußland Bedeutung gewonnen hatte und die die Bauernschaft als die Hauptkraft in der Revolution, die bäuerliche Gemeinde als Keim und Grundlage des Sozialismus betrachtete. Mit siebzehn Jahren wurde ihm der erste politische Prozeß gemacht; von da an stand er bis zu seinem Tode unter geheimer Polizeiaufsicht. Mitte der achtziger Jahre begann er zu schreiben und trat 1890

zum erstenmal an die Öffentlichkeit. Seine Erzählungen — von den frühen Arbeiten sind „In freier Ehe“ (1891) und „Der Tölpel“ (1893) hervorzuheben — und Artikel erschienen regelmäßig in ukrainischen Zeitschriften.

Einen ersten Höhepunkt seiner künstlerischen Entwicklung erreichte Kozjubinskij um die Jahrhundertwende. In dieser Zeit wurde das zaristische Rußland von einer Wirtschaftskrise und von Hungersnöten heimgesucht, die der revolutionären Bewegung starken Auftrieb gaben. Die großen Streiks und Demonstrationen in den Städten, die wachsende Kraft der organisierten proletarischen Bewegung wirkten weit aufs Land hinaus. Allein in den Jahren von 1900 bis 1904 wurden in Rußland fast siebenhundert Bauernaktionen gezählt. Besonders stark war die Unruhe der Dorfbevölkerung in einzelnen Gebieten der Ukraine. So wurden während der Hungermonate des Jahres 1902 in den Gouvernements Charkow und Poltawa innerhalb von sechs Tagen sechzig Gutshöfe in Brand gesteckt. Ohnmächtige Wut, dumpfe Verzweiflung hatte die Bauern erfaßt. Mit Sensen und Dreschflegeln bewaffnet, zogen sie auf die Herrensitze, zu den Fabriken der Gutsbesitzer, um sie zu zerstören und das Land unter sich aufzuteilen.

Damals lebte Kozjubinskij als Angestellter der Semstwo-Behörde, dem lokalen Selbstverwaltungsorgan, in Tschernigow. Mehr und mehr frei geworden von den utopischen Anschauungen der Volkstümpler, hatte er sich mit den Werken des Marxismus vertraut gemacht. In seinen Erzählungen, vor allem in „Das Mädchen auf dem Ofen“ (1896) und „Teuer bezahlt“ (1901), nahm er immer offener Partei für die Armen und Unterdrückten, gegen die zaristische Ausbeuterordnung. Im Jahre 1903 schrieb er den ersten Teil der Erzählung „Fata Morgana“, eines seiner bedeutendsten Werke, dessen zweiter Teil 1910 veröffentlicht wurde. Hier sind das Elend, die Armut und Trostlosigkeit des Lebens der ukrainischen Bauern, die schreienden Widersprüche des Dorflebens unter dem Zarismus schonungslos dargestellt. Anfangs erscheint die Fata Morgana der Dorfarmut — eigener Grund und Boden, gesicherte Arbeit und ausreichend Brot — noch ganz als dumpfe, illusionäre Sehnsucht. Im zweiten Teil jedoch, in dem bereits die Erfahrungen und Resultate der Revolution von 1905 verarbeitet sind, kommen die Bauern in Bewe-

gung. Der Arbeiteragitator, der Sozialist Marko Guschtscha, zuerst nur am Rande in Erscheinung tretend, ist der Führer, die Seele des Kampfes gegen die Großgrundbesitzer. Noch stecken anarchistische, terroristische Losungen in den Köpfen der Bauern; auch Guschtscha kann sie nicht von wilden, ziellosen Aktionen zurückhalten. Noch ist die einigende und organisierende Kraft des Proletariats nicht stark genug, um den Aufstand zum Sieg zu führen; die Bauern bleiben in ihrem Kampf isoliert, fallen am Ende der eigenen Verzweiflung und Zerrissenheit zum Opfer. Aber in ihrer Niederlage ist schon der Keim neuer revolutionärer Erhebungen, der Keim des künftigen Sieges enthalten.

Michailo Kozjubinskij hat die Tragödie bäuerlicher Sehnsucht mit der realistischen Kraft des geborenen Volksschriftstellers gestaltet. Aus der wilden, verzweifelten Empörung bricht der Schrei der geschundenen, unterdrückten, gedemütigten Kreatur, die nach dem Licht der Freiheit, nach der Wärme eines menschlichen Zusammenlebens verlangt. In den Gestalten Kozjubinskij's lebt die Sehnsucht nach dem Guten, nach dem Schönen wie eine elementare, gewaltsam zurückgehaltene Kraft. „Er liebte das Gute mit der Liebe eines Künstlers und glaubte an seine sieghafte Kraft“, sagt Gorki von Kozjubinskij. Er war ein Erzieher seines Volkes auf dem Wege zur Freiheit und zur Demokratie.

F. H.



DM 1,85